



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 7 July 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Juli 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Ausstellung der Ruhrfestspiele Foto: Udo Hoffmann





Kulturpreis des DGB für Otto Burrmeister

In einer Feierstunde in Recklinghausen wurde dem langjährigen künstlerischen Leiter der Ruhrfestspiele, Otto Burrmeister, der mit 20000 DM dotierte Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes verliehen.

Der stellvertretende DGB-Vorsitzende Bernhard Tacke wies in seiner Begrüßungsansprache darauf hin, daß dieser Preis Zeugnis von der Zielsetzung des DGB ablege, alle geistigen und sittlichen Kräfte unserer Gesellschaft zu fördern, die bereit und in der Lage sind, demokratisches Bewußtsein und Gemeinsinn zu bilden und sich für die Verwirklichung des sozialen Gedankens verbürgen. Der zum drittenmal verliehene Preis sei von dem Kuratorium einem Mann zuerkannt worden, der fast 20 Jahre lang für die Verwirklichung der Idee der Ruhrfestspiele und damit des kulturpolitischen Wollens des Deutschen Gewerkschaftsbundes tätig gewesen sei. Seiner Aktivität und seinem Tatendrang verdankten die Ruhrfestspiele viel. Das solle mit dieser Preisverleihung dokumentiert werden.

In einer Laudatio auf den Preisträger schilderte Heinz Winfried Sabais, wie Burrmeister sich als Sohn eines Bauhilfsarbeiters unter sehr ärmlichen Verhältnissen seine Bildung erwarb und frühzeitig in der Arbeiterbewegung tätig wurde. Der Sieg des NS-Regimes habe auch für ihn Haft, Ächtung und Arbeitslosigkeit bedeutet. Nach dem Kriege sei dieser Mann von Hans Böckler auf den Platz gestellt worden, von dem aus er das Werk der Ruhrfestspiele beginnen konnte, für das er heute geehrt würde. Recklinghausen sei zu einem geschichtlichen Ort der deutschen Arbeiterbewegung

wie Leipzig und Eisenach, wie München und Godesberg geworden, denn Otto Burrmeister habe ihr von hier aus eine neue Provinz, die musische, erobert.

In Recklinghausen sei weit mehr entstanden als Festspiele für Arbeiter. Wenn jederman die Freiheiten genießen solle, die ihm die Demokratie ermöglicht, dann müsse die Demokratie selbst durch eine umfassende Solidarität garantiert werden. Diese in der Vergangenheit bitter erworbene Einsicht habe Otto Burrmeister dazu bestimmt, die von Hans Böckler geschmiedete umfassende Solidarität der Gewerkschaftsbewegung zu einer Kraft auf dem Felde der Kulturpolitik zu machen. Der Kampf um die politische und soziale Emanzipation des Arbeiters habe ein ganzes Jahrhundert erfüllt und schließlich in unseren Tagen die Vorbedingungen für eine gesellschaftliche Kultur geschaffen. In der dritten Emanzipation, der kulturellen, liege der höchste Sinn der Arbeiterbewegung, denn sie führe zur vollen Mündigkeit des Staatsbürgers, auf der die Demokratie beruhe. Die Weimarer Demokratie sei in Wirklichkeit an der Unmündigkeit der Massen gescheitert. Die Fähigkeit zur Verantwortung, ohne welche die Demokratie nicht auskomme, sei eine geistige Fähigkeit, die einen Bildungsprozeß voraussetze.

Hier habe Burrmeister einen entscheidenden Beitrag geleistet, in dem er die Ruhrfestspiele zu einer Werkstatt gesellschaftlicher Kultur gemacht habe. So könne man sagen, daß Recklinghausen einem kommenden Humanismus diene. Damit würde eine große, epochale Aufgabe bezeichnet, und Otto Burrmeister sei einer ihrer großen Pioniere.

Ort der Auseinandersetzung

„Wir wollen mit der Kunst der Gegenwart leben und uns mit ihr auseinandersetzen. Junge Künstler sollen aus ihrem selbstgewählten Getto zu ihren Kontrahenten, zum Publikum, kommen. Dabei wollen wir keine Proletarisierung der Literatur, keinen sozialistischen Realismus und keine Orientierung der Literatur an den Zwergschulen herbeiführen. Wir wollen den jungen Künstlern hier im „jungen forum“ Startmöglichkeiten geben, dabei das Gespräch und die Kritik fördern. Gespräche und Kritik sind unsere Aufgabe und unser Ziel.“ Das sagte das Mitglied des Geschäftsführenden DGB-Bundesvorstandes Günter Stephan über die kulturpolitische Aufgabe des „jungen forum“ im Rahmen der Ruhrfestspiele am Sonntag in Recklinghausen. Es sei die Aufgabe aller Verantwortlichen des „jungen forum“, zu verhindern, daß es eine sogenannte Kultur-Institution werde, man habe schon zu viele in der Bundesrepublik.

In seinen weiteren Ausführungen über die Kulturpolitik in Deutschland beklagte Stephan, daß die politischen Führungskräfte und die Intellektuellen aneinander vorbeilebten. Es geistere noch immer die These durch die Lande, daß die Intellek-

tuellen die erste Republik unterhöhlt hätten. Diesen Angriff verwarf das DGB-Vorstandsmitglied und wies auf das Wirken der politischen Reichswehr und der Justiz in den zwanziger Jahren hin, die damals politische Gesinnungsurteile fällte; herausragend in negativer Sicht sei besonders das Urteil gegen Carl von Ossietzky gewesen. Es sei die Aufgabe der Politiker, ein besseres Verhältnis zu den Intellektuellen zu schaffen, und es sei auch falsch, daß sich die Gruppe 47 im Ausland als eine Art nationale Repräsentanz eines anderen Deutschlands betrachte.

Günter Stephan beklagte, daß in der Bundesrepublik die Kultur nicht der Erhaltung der sittlichen Werte diene, wie es mehr leisteten sich Länder und Kommunen Kultur, solange es der Etat zulasse. Zu schnell sei man bereit, bei einer finanziellen Engpaß hier Streichungen vorzunehmen; der Kulturretat falle immer zuerst dem Rotstift zum Opfer. Es sei die Aufgabe der Gewerkschaftsjugend und des „jungen forum“, den jungen Menschen die Möglichkeit zu geben, kritisch und „bewußt“ aus dem Angebot des Fernsehens und der Literatur im Zeitalter des Taschenbuches zu wählen.

Jetzt kommt Egon immer pünktlich

Bei mir ist der Junge gut aufgehoben, hier hat er es gut!“ So sagte Meister Krause zu Frau Schmidt.

Egon wurde also Tischlerlehrling. Seine Mutter war froh, den Jungen gut untergebracht zu haben; seit dem Tode ihres Mannes hatte sie mit allen Problemen allein fertig werden müssen.

Die ersten Wochen kam Egon einigermaßen pünktlich heim, dann kam es öfter vor, daß Frau Schmidt warten mußte. Sie wußte nicht viel vom Jugendschutzgesetz und von den Gewerkschaften noch weniger.

Egon war nicht nur der einzige Lehrling, sondern überhaupt die einzige Arbeitskraft neben dem Meister.

So kam es, daß noch eine Lehrkraft auftauchte, nämlich Frau Krause, sie sah in Egon eine Art Haushalthilfe und ab und zu einen Gärtner.

Oft entbrannte sogar ein Kampf um Egon, den Meister Krause aber meist verlor. So schwang Egon mehr den Besen und die Gartenhacke als einen Hobel. Wenn er sonnabends den Wagen von Krause wusch, bekam er sogar ein Stück Kuchen.

Frau Schmidt achtete genau darauf, daß Egon früh pünktlich ging, aber Meister Krause hatte anscheinend eine sogenannte Unternehmerruhr, denn wenn andere Lehrlinge die Freizeit bei Sport und Spiel genossen, war Egon bei Krause „gut“ aufgehoben.

Das ging so eine ganze Weile. Egon radelte wieder einmal besonders spät nach Hause, unterwegs traf er einen Lehrling aus der Nachbarschaft. Sie fuhren nebeneinander die ruhige Nebenstraße entlang.

„Mensch, Egon, jetzt kommst du erst, weißt du was, ich komme heut abend mal mit Paul von der Gewerkschaft zu euch.“ Er kam, der Paul von der Gewerkschaft; Frau Schmidt hörte allerhand, vieles war ihr unbekannt.

Dann kam er noch einmal, der Paul von der Gewerkschaft, aber nicht zu Frau Schmidt, sondern zu Meister Krause.

Herr Krause und auch Frau Krause hörten allerhand, was sie eigentlich wissen mußten.

Egon arbeitet weiter im Garten, aber bei seiner Mutter! Er kommt jetzt auch immer sehr pünktlich nach Hause, der Egon. Er ist jetzt wirklich gut aufgehoben, denn er ist Mitglied seiner Gewerkschaft geworden.

Liebe junge Kollegen!

Seht Euch aufmerksam um, es darf keiner alleingelassen werden, für ein Stück Kuchen sollen junge Leute nicht ihre Rechte abtreten.

Übrigens, den Kuchen braucht Egon nicht zu entbehren, denn diesen Sommer geht Egon auf große Fahrt mit der Gewerkschaftsjugend. Kuchen gibt es unterwegs auch.

Herbert Berger

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Sie fauchen wie die Tiger...

Notstands- Beflissenheit



Die Mutter eines Partisanen wird verhört

Foto: AP

in Wittmund wurden zu einer „Überlebensübung“ nach Wiesmoor gefahren. Bei der Übung ging man von der „Annahme“ aus, daß die Piloten über dem „feindlichen Gebiet“ Mitteldeutschland (!) Bomben abgeworfen hätten und dabei abgeschossen wurden. Die Aufgabe der Soldaten bestand darin, sich so schnell wie möglich durch die „feindlichen Linien“ auf eigenes Gebiet durchzuschlagen. Ein Teil wurde von Soldaten der „Nationalen Volksarmee“ gefangen genommen und einem sogenannten „scharfen Verhör“ unterzogen. Nach den vorliegenden Berichten kam es der „Realistik halber“ dabei zu „Folterungen bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit“ und „Peinigungen bis zur Ohnmacht“.

Zur „Realistik“ gehört auch, daß ein Teil der übrigen Soldaten Uniformen der NVA trug. Zunächst müssen wir mit aller Entschiedenheit dagegen protestieren, daß in einer Einheit der Bundeswehr auf eigene Faust ein „gesamtdeutscher Krieg“ geübt wird. Es war makaber und verantwortungslos, dabei auch noch Uniformen der NVA zu tragen. Welche Geisteshaltung muß in dieser Einheit der Bundeswehr bereits heute herrschen, wenn der Geschwader-Kommodore Oberst Josten feststellt: „Die Übung hat allen Beteiligten viel Spaß gemacht.“

Das Verteidigungsministerium hat weitere Übungen dieser Art wegen der Verwendung von Uniformen der NVA verboten. Das ist zu begrüßen. Gleichzeitig hätte aber auch ein unmißverständlicher Befehl erfolgen müssen, daß die „geübten“ Folterungsmethoden unzulässig sind. Alle grundsätzlichen Feststellungen, die in bezug auf die amerikanischen Vorfälle getroffen wurden, gelten in besonderem Maße natürlich auch für uns. Außerdem muß man sich die Frage vorlegen, ob hier nicht auch ein sehr ernster Verstoß gegen geltende gesetzliche Bestimmungen vorliegt. § 33 des Soldatengesetzes schreibt vor, daß alle Soldaten staatsbürgerlichen und völkerrechtlichen Unterricht erhalten. Dazu muß auch ein Abschnitt über die Gefangenen-Behandlung und das Verbot, sie zu foltern, gehören. Einer sogenannten „realistischen Übung“ (welch' nebulöse Formulierung!)

steht außerdem § 30 des Wehrstrafgesetzes entgegen, der die körperliche Mißhandlung von Soldaten verbietet. Daß diese de facto vorgekommen ist, wenn von „Peinigungen bis zur Ohnmacht“ berichtet wird, steht wohl eindeutig fest.

Es wäre übrigens ein schwerwiegender Irrtum, anzunehmen, daß bei Ausbildungsmethoden, die die Folterung des möglichen Gegners einschließen, „nur“ deren Menschenwürde mißachtet würde. In genau dem gleichen Umfang geht die Menschenwürde der so ausgebildeten Soldaten selbst verloren. Das wurde erdrückend bei dem Filmstreifen über die amerikanischen Vorfälle deutlich. Die gezeigte Einheit nannte sich die „Tiger“. Während ihrer gesamten brutalen Ausbildung gaben sie unartikulierte Laute von sich. Der Kommentator bemerkte dazu lakonisch: Sie fauchen wie die Tiger (!) und entwickeln entsprechenden „Kampfgeist“. War es hier durch gezielte Ausbildungsmethoden schon gelungen, „das Tier im Menschen“ zu wecken und jede verstandesmäßige Kontrolle auszuschalten? Wo bleibt dann aber die Menschenwürde?

Abschließend sei noch einmal wiederholt, daß es hier nicht um eine politische Stellungnahme zur amerikanischen oder deutschen Wehrpolitik geht. Vielmehr soll gegen die Leichtfertigkeit protestiert werden, mit der viele Politiker die Wertbegriffe „Freiheit“ und „Menschenwürde“ im Zusammenhang mit militärischen Auseinandersetzungen anführen. In jedem Krieg kommt es auf beiden Seiten – auch auf derjenigen, die – was sehr selten eindeutig feststellbar ist – angeblich im „Recht“ ist – zwangsläufig und ständig zu so vielen Mißachtungen der Menschenwürde, daß es in diesem Sinne nie einen „gerechten Krieg“ geben kann. Jeder politisch Engagierte, dem die Menschenwürde wirklich höchster Wert ist, muß deshalb gegen jeden Krieg protestieren. (Diese Geisteshaltung hätte übrigens Demonstranten und „Gegendemonstranten“ in Berlin zu einer gemeinsamen Protestaktion vereinigen können.)

Christian Götz

Auf dem Berliner DGB-Kongreß hat der Bundespräsident die Begrüßungsansprache benutzt, um für die Notstandsgesetzgebung zu plädieren. Das hat ihm wenig Beifall eingebracht. Dennoch scheint sein Beispiel Schule zu machen. Der nordrhein-westfälische Kultusminister Prof. Mikat hielt es für geboten, in seine Festrede bei Eröffnung der Ruhrfestspiele den Hinweis einzuflechten, daß ein Staat, dem die Befugnis versagt werde, Katastrophenlagen zu meistern, ein Staat sei, dem die Möglichkeit fehle, sich im Zustand äußerster Gefährdung zu behaupten. Zuvor hatte er in einem staatsrechtlichen Kurzkolleg – Professor Mikat ist Staats- und Kirchenrechtler – das heutige Verhältnis von Staat und Gesellschaft zu bestimmen versucht und hierbei den Staat als Hort der Freiheit, als Wahrer des Gemeinwohls, als überlegene, unparteiische Instanz definiert. Leider blieb der Professor-Minister allzu theoretisch. Die Gewerkschafter in der Festversammlung – und denen vor allem sollte ja wohl ins Gewissen geredet werden – hätten es gern gehabt, wenn er ein wenig konkreter geworden, wenn er sich beispielsweise mit der praktischen Frage auseinandergesetzt hätte, ob der Staat, in dem wir leben – denn um diesen und nicht um einen abstrakten Staat geht es bei der Frage der Notstandsgesetzgebung –, es verstanden hat, seinen Bürgern die Gewißheit zu vermitteln, daß er wirklich der Hort der Freiheit, der Wahrer des gemeinen Wohls, die überlegene, unparteiische Instanz ist. Der Staatsbürger bestimmt sein Verhältnis zum Staat ja nicht nach staatsrechtlichen Deduktionen. Er urteilt nach dem, was er an Staat erlebt. Und also gehört für ihn zum Staat ein Innenminister, der vor dem Parlament bekennt, „etwas außerhalb der Legalität“ gehandelt zu haben, und der nicht zurücktreten muß. Es gehört dazu ein Bundeskanzler, der für jede Schwierigkeit, für jede Fehlentwicklung im ökonomischen Bereich die Begehrlichkeit und die Arbeitsunlust der Arbeitnehmer verantwortlich macht. Es gehört zu diesem Staat eine Justiz, die nazistische Massenmörder allzuoft allzu milde behandelt, aber einen, der sie zu kritisieren wagt, mit der ganzen Härte des Gesetzes trifft. Sollte ein so kluger Mann wie der nordrhein-westfälische Kultusminister wirklich nicht sehen, daß angesichts so vieler nicht wegzuleugnender Fakten der Satz, Mißtrauen sei die Grundlage der Demokratie, vielen Menschen glaubhafter erscheinen muß als seine Thesen von der Staatsrolle. Dabei sind die Mißtrauischen – und das gilt vor allem für die Gewerkschafter unter ihnen – beileibe keine Staatsgegner. Nur sind sie nicht bereit, Regierung, Verwaltung und Justiz mit dem Staat zu identifizieren. Sie rechnen sich selbst dazu, und sie nehmen es mit der Verantwortung der Gesellschaft für den Staat, von der in der Festrede auch gesprochen wurde, bitter ernst. Die deutschen Gewerkschaften haben immerhin einmal in der jüngeren Geschichte den freiheitlichen Staat vor dem Zugriff antidemokratischer Kräfte gerettet. Die Staatsorgane, die sich gern für den Staat ausgeben, sind diesen Beweis noch schuldig. Wenn irgendwer, dann bedürfen die Gewerkschaften nicht der Ermahnung, sich der Verantwortung für den Staat bewußt zu sein. Gerade, weil sie ihre Verantwortung kennen, fühlen sie sich zur Wachsamkeit verpflichtet, und allzu beflissene Plädoyers für eine Notstandsgesetzgebung können nur den Effekt haben, sie anzuspornen, noch wachsamer zu sein.

-n

Als Ende Januar dieses Jahres mehr als tausend Studenten und andere Jugendliche in Berlin gegen die Vietnampolitik der USA protestierten, reagierte ein nicht unerheblicher Teil der politischen Öffentlichkeit mehr als aufgeregt. Die Parteien distanzieren sich; außerdem fand eine Gegendemonstration mit Minister Lemmer statt. Insbesondere die Springer-Presse forderte „ernsthafte Konsequenzen“ und überschrieb ihre Leitartikel mit „Ein empörendes Schauspiel“ bzw. „Ein beschämender Vorgang“. Mit viel Pathetik wurde proklamiert, daß die Amerikaner in Südvietnam „auch für unsere Freiheit und Menschenwürde“ kämpften.

Hier geht es nicht um eine politische Stellungnahme zum Südvietnam-Krieg und zur Politik der USA. Vielmehr soll an überzeugenden Beispielen verdeutlicht werden, wie problematisch es ist, im Zusammenhang mit irgendeinem Krieg und unabhängig davon, auf welche Seite sich solche Proklamationen beziehen, die Wertbegriffe „Freiheit“ und „Menschenwürde“ anzuführen.

Anfang Mai brachte die zeitkritische Fernsehsendung „Panorama“ nämlich einen Bericht, zu dem die zitierten Leitartikel-Überschriften haargenau gepaßt hätten. Ein kurzer Film informierte die Zuschauer über die Ausbildungsmethoden in einer amerikanischen Einheit, die auf den Einsatz in Südvietnam vorbereitet wurde. Die Notwendigkeit einer harten Ausbildung wird nicht bestritten. In dem Ausbildungsabschnitt, mit dem sich der Film beschäftigte, ging es aber ausschließlich um Foltermethoden. Die Rekruten wurden zunächst darauf vorbereitet, etwaige Folterungen zu überstehen. Gleichzeitig wurden sie darauf gedrillt, Gefangene selbst „wirksam“ foltern zu können. Da – worauf die Einheitsführer nicht wenig stolz waren – die Ausbildung sehr „realistisch“ war, entstanden grauenhafte Bilder. Die verständliche Empörung, die sie auslösten, machen es sehr schwer, diesen Vorgang sachlich und nüchtern zu kommentieren. Zunächst sei in aller Schärfe auf die Genfer Konvention hingewiesen, die eine humane Behandlung aller Gefangenen fordert. Ein Staat, der immer wieder behauptet, für Freiheit und Menschenwürde zu kämpfen, darf nicht in solcher Brutalität und Offenheit gegen Text und Geist dieser Konvention verstoßen. Auch die sogenannten „militärischen Notwendigkeiten“ lassen das nicht zu. Die Glaubwürdigkeit muß völlig verlorengehen, wenn die Auseinandersetzung unter Aufgabe der Prinzipien und Werte, für die man angeblich kämpft, geführt wird.

Und bei uns?

Niemand würde sich mehr darüber freuen, als der Verfasser selbst, wenn er an dieser Stelle ausrufen könnte: In der Bundeswehr sind solche Vorfälle undenkbar. Wir haben aus unserer jüngsten Vergangenheit gelernt und achten Prinzipien der Demokratie, wie z. B. die Menschenwürde, als unantastbares Gut. Das gilt – entsprechend den Grundsätzen der „Inneren Führung“ – in besonderem Maße auch für den militärischen Bereich. Leider würde dieser Aufruf nicht der Wahrheit entsprechen. Zeitlich übereinstimmend mit der Panorama-Sendung berichtete die Illustrierte „Stern“ unter der Überschrift „Foltern bei der Bundeswehr?“ über vergleichbare Ausbildungsmethoden in unserem Lande. 50 Piloten des Jagdgeschwaders 71 „Richtofen“

Durch die Brille der Kolonialherren gesehen

Jacopettis neuer Film „Africa Addio“ / Von Herbert Stettner

In einer Fernsehsendung äußerte sich unlängst der vorübergehend im hessischen Langen ansässige ehemalige Tschombé-Söldner Müller über die Praktiken des italienischen Regisseurs Gualtiero Jacopetti, dem vorgeworfen wird, er habe im Kongo eigens für seinen Film „Africa Addio“ Rebellen-Erschießungen vornehmen lassen. Müller erklärte in der Sendung „Der lachende Mann“ wörtlich: „Ich weiß, Jacopetti ist ein guter Regisseur. Vielleicht hat er gesagt: ‚Hör'n Sie mal, hier ist ein Mann zu erschießen, stellen Sie ihn mal ein bißchen links, damit die Sonne 'n bißchen besser scheint.'“ Vor den Gerichten in Rom bestritt Jacopetti solche auf Bestellung ausgeführten Morde und deklarierte die zuerst als Dokumente bezeichneten Szenen seines Films mit einemmal als mit Statisten nachgestellte Inszenierungen. So entkam der Bestialitäten-Arrangeur Jacopetti trotz recht eindeutiger Zeugenaussagen einstweilen dem Zugriff des Staatsanwaltes, und sein vorübergehend blockierter Film kann nun auch in unseren Kinos besichtigt werden. Getreu seiner in „Mondo Cane“ und „Alle Frauen dieser Welt“ mit verlogener Entrüstung genüßlich dargebotenen Scheußlichkeiten verfuhr Jacopetti auch

bei seinem Streifzug durch Afrika. Er konstatiert die Agonie dieses Kontinents, indem er die gräßlichsten Bilder von Massenmorden an Menschen und Tieren zu einem farbigen Schlachtfest zusammenschichtet, um damit immer wieder eine einzige infame Behauptung aufzustellen: Die Neger seien eben doch Kannibalen. Sie töteten im Bluttausch nicht nur weiße Missionare, sondern auch ihre eigenen schwarzen Brüder benachbarter Stämme. Daß bei diesen sadistischen Exzessen auch Weiße mitwirken, dient Jacopetti nur dazu, die Verruchtheit der Afrikaner zu unterstreichen, die nach erlangter Selbständigkeit nun für alles die alleinige Verantwortung tragen. Die beim mühevollen wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau erzielten Erfolge der jungen afrikanischen Nationen ignoriert Jacopetti geflissentlich und bietet dafür ein zur grausamen Fratze verzerrtes Bild des afrikanischen Menschen, ganz dazu angetan, Abscheu zu erwecken und den Weißen das Gefühl der superioren Rasse zu vermitteln. Afrika ertrinke in seinem eigenen Blut, behauptet Jacopetti, weil die Weißen dort nichts mehr zu sagen hätten. Solange sie dort regierten, war dieser Kontinent angeblich ein blühendes Paradies,

und von kleinen Erniedrigungen abgesehen, sei den Afrikanern nur Gutes widerfahren. Die Landsitze der Kolonialherren seien Oasen der Kultur und der Bildung gewesen, und nun wüte dort überall blutiger Terror, weil die Weißen „in falscher Scham“ außer Landes gegangen seien. Nur Rhodesien und Südafrika seien Inseln der Harmonie und der Seligkeit geblieben, wo noch christlich-abendländische Ordnung herrsche, für deren Erhaltung uns Jacopetti zum Gebet auffordert. Südafrika und seine Neger-Diskriminierung werden als „Wunder“ gefeiert, wo sorglose blonde Badenixen sich am Strande tummeln, während die undankbaren schwarzen Bestien bereits im Untergrund lauern, um eines Tages auch dieses letzte Paradies zu zerstören. Entsprechende Assoziationen sollen von der Flut bedrohte Pinguine hervorrufen, die sich verzweifelt am Kapfelsen festklammern. Jacopetti's blinder Haß gegen die nationale Unabhängigkeit der afrikanischen Völker findet seinen klarsten Ausdruck in einem Gebet am Ende der Originalfassung des Films: „Herrgott im Himmel, verhüte es, daß die Hyänen Macht bekommen über die Löwen...“ All ihre hochkarätigen Grundsätze außer acht lassend, begnügte sich unsere FSK

bei der Prüfung dieses offen antideokratischen Films mit einigen läppischen Schnitten. So wurden u. a. einige Abbildungen blutiger Elefantenrüssel und abgehackter Negerhände entfernt, und darf im Kommentar nicht mehr gesagt werden, die Schwarzen seien eine „lose Rasse“. Dessenungeachtet bleibt der Film eine rassenhetzerische Propaganda-Diffamierung aller jungen afrikanischen Staaten. Bei sogenannten „antideutschen“ Filmen reagierte unsere reaktionär getönte FSK stets mit harten Maßnahmen, Jacopettis antiafrikanisches Machwerk ließ sie dagegen unbehelligt durch ihre ausgeleierten Maschen schlüpfen. Den Kurzfilm „Der Wechsler im Tempel“ des jungen Münchner Regisseurs Horst-Manfred Adolph gaben die Zensoren in Biebrich unlängst zur öffentlichen Vorführung frei, weil die darin enthaltenen Bilder von Namen der mittelalterlichen Kirche gegen vierteilten Ketzern angeblich eine Verfälschung historischer Vorgänge darstellen. Jacopettis frömmelndem Grelselkabinett hat unsere Filmselfkontrolle dagegen bescheinigt, daß es sich um „... eine journalistische Reportage mit dem Wert einer subjektiven Zeugnisaussage“ handle. FSK Addio.

Das kommt durch das deutsche Blut

Als Werkstudentin bei einer Behörde / Von Hiltrud Kröner

Ein Tagesablauf, wie man ihn nicht anders erwartet: Nicht gerade begeisternde Arbeit, die man im Hinblick auf die zu erwartende endmonatliche Bezahlung gelassen ausführt. Viel Papier und etwas Staub. Diesmal saß ich, im Gegensatz zu früherer Ferienarbeit, nicht allein in einem Raum voll Akten, sondern in Gesellschaft, nämlich zu dritt, und was das Gesellige angeht, trafen dort außerdem verschiedene Herren ein, aus dem gehobenen und höheren Dienst, zum Kaffeetrinken; Kaffee, von Damenhand bereitet, und gewissenhaft nach Rang verteilt. Gemütliches Beisammensitzen bringt Gespräche mit sich. Der Inhalt der Gespräche nun ließ mir manche Beamte von heute in einem bis dahin ungeahnten Licht erscheinen. Theoretisch keine Neugier für mich, denn ich hatte mehrmals von braunen Resten in der Beamenschaft gelesen, entstand mir aus der persönlichen Begegnung mit alten Nazis eine verblüffende Premiere. Beschönigende Vertraulichkeit mit deutscher Vergangenheit war mir schon ein paarmal aufgefallen, ich hörte Aussprüche über: Adolf, Autobahnen, Abschaffung der Arbeitslosigkeit, keine Gastarbeiter, weniger Sittlichkeitsdelikte, weil Todesstrafe, keine rauchenden Mädchen, keine Beatle-Frisuren und vor allen Dingen keine Gammeler, „das hätte es unter Adolf nicht gegeben“. Über den Krieg waren die Meinungen geteilt, aber in entscheidenden Punkten einhellig. Adolf hat den Krieg nicht gewollt, er wurde ihm aufgezwungen, deshalb mußten Millionen tapferer deutscher Soldaten ihr Leben lassen, Zivilisten sterben, deutsche Menschen vertrieben werden; dann die Terrorangriffe aus der Luft, Frauen und Kinder im Elend, und das durch den Engländer, den Russen, den Feind. Zweierlei wurde vollkommen übersehen: der Deutsche, der in Wirklichkeit die Schuld trug, und die Deut-

schen, die zugestimmt hatten, begeistert oder schweigend – dieser Zusammenhang wurde elegant ignoriert. Eines Nachmittags, in einer Viererrunde, sprach man über die „ulkigen“ Lieder, die damals gesungen wurden. „Schön waren diese Lieder ja nicht gerade“, meinte Steuerinspektor A. ein wenig entschuldigend, „aber sie klingen so komisch, und ein bißchen ist ja auch was dran!“ Was dran war, hörte ich anschließend in einer Probe solch „origineller“ Lieder. Ich habe nur ein Stück vom Refrain behalten, das in der Tat einprägsam war: „Juden heulen, Köpfe rollen...“ In der geselligen Kaffeestunde lauschte man mit Vorliebe dem Ranghöchsten unter den anwesenden Beamten, dem Oberregierungsrat B. Und ohne Zweifel war seine Vorstellung von einer deutschen Weltherrschaft der Höhepunkt. Zuvor hatte er sich über die „Fremdarbeiter“ geäußert, die natürlich aus dem Süden Italiens kämen, „in Norditalien ist man nämlich fleißig, die Leute dort sind ja auch alle groß und blond! Das kommt durch das deutsche Blut!“ Ein deutsches Weltreich sieht bei Oberregierungsrat B. nun folgendermaßen aus: „Wir hätten natürlich die ganze Schwerindustrie Europas in der Hand, unsere Leute würden vom Atlantik bis zur Bering-See das Kommando führen, all unsere Erfinder und Ingenieure, die uns die Amerikaner nach dem Krieg abgezogen haben. Die Kalmücken wären schon gründlich zivilisiert und für die Agrarwirtschaft angelehrt worden. Dafür taugen sie am besten. Wir Deutsche hätten schon Ordnung geschafft!“ Diskutiert wird nicht. Es handelt sich um einen Monolog, dem man lauscht. Dabei gibt es jüngere Beamte, die solche Reden nicht nur lachhaft finden, sondern auch abstoßend und erschreckend, weil 20 Jahre Demokratie anscheinend Rechts-

radikalismus nicht auszurotten vermochten. Sie sagen aber nichts! Aus Desinteresse oder weil es ein Vorgesetzter ist? Diese Gleichgültigkeit und Widerspruchslosigkeit scheinen mir die günstige Voraussetzung zu sein für die abermalige Zustimmung zu einem totalitären Regime. Am 20. April 1966 lag Hitlers letzter Geburtstag, gleichzeitig mit der Einschließung Berlins 21 Jahre hinter uns. Wirklich hinter uns? Hinter der Werkstudentin, der gesagt wurde; „Sie hätten gar nicht anders gekonnt als mitmachen!“ Hinter den meinungslosen Beamten in Behördenapparat? Hinter dem Oberregierungsrat B.? Dem so beflissen gelautet wurde? In den Zimmern, Fluren, in der Kantine im Aufzug wurden am 20. April jedenfalls fragwürdige Witze gemacht über Fahnen, Jubel, Volksfest und wie das heute alles sein würde, wenn... Ja, wie würde es sein?

gesucht wird

wieder fiel ein fliegendes waffensystem vom himmel in der bundesrepublik fiel nichts auf niemand fällt aus allen wolken höchstens von zeit zu zeit ein toter pilot gesucht wird ein hahn der danach kräht

Gerd Angermann



Kongreß der Christlichen Arbeiterjugend

Von Gunther Heyder

Foto: Hartmut Vogler

Luftballons stiegen auf, Fahnen wurden geschwenkt, der Fesselballon, der in der Pfingstwoche über dem Grugapark in Essen schwebte, drehte sich langsam im Scheinwerferlicht, so daß die etwa 30000 Gäste die Aufschrift lesen konnten: Arbeit gestaltet die Welt. Leitspruch des 1. Kongresses der Jungen Christlichen Arbeitnehmer Deutschlands (CAJ), der eben zu Ende ging. Die Uhr zeigte 0.10 Uhr, Pfingstmontag 1966.

In bunten Bildern und bei empfindlicher Kälte war zuvor drei Stunden lang eine Show abgezogen worden, die versinnbildlichte, um was es der CAJ eigentlich geht bei ihrer Arbeit: um eine humane Arbeitswelt, eine realistische und fundierte Berufsausbildung, die Ausweitung der Mitbestimmung, eine gerechtere Vermögensverteilung und freundschaftliche Beziehungen zu den ausländischen Arbeitnehmern. Das waren einige der wichtigsten Forderungen, die hier in Tänzen, Spielen, lebenden Bildern, eingeleiteten Filmstreifen und untermalt von flotten Rhythmen, folkloristischen Gesängen sowie elektronischer Musik vorgebracht wurden.

Der begeistert umjubelte 83jährige Kardinal Joseph Cardijn, Gründer der Welt-CAJ, sagte zu den Zielen der Jungen Christlichen Arbeitnehmer in der Abschlußveranstaltung am Pfingstsonntag im Essener Grugastadion kurz vor Mitternacht: „Mehr und mehr müssen wir uns der Solidarität zwischen jungen Arbeitnehmern und jungen Arbeitnehmerinnen und zwischen den verschiedenen Völkern bewußt werden. Unsere Arbeit, unsere Freundschaft, unsere Solidarität sind die größten Kräfte in unserer Welt. Allein durch diese Kräfte können Gerechtigkeit und Liebe auf dieser Erde stärker werden... Der Egoismus war immer eine Ursache von Krieg und Untergang. Wir wollen eine neue Welt aufbauen mit mehr Bruderliebe, mehr Bruderhilfe, und so mehr Glück und Fortschritt für alle bewirken.“ Unter tosendem Beifall schloß der Kardinal: „Vorwärts! Immer vorwärts für eine größere Brüderlichkeit in der ganzen Welt!“

Ein Aktionsplan der CAJ, der von den 320 Delegierten des Kongresses in den Tagen vor Pfingsten erarbeitet worden war, nennt die konkreten Forderungen, deren Verwirklichung helfen soll, den jungen Arbeitnehmern hierzulande mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Wünsche, die hier von der CAJ formuliert wurden, zeigen sich erfreulich aufgeschlossen für die Anforderungen, die ein hochindustrialisiertes Land an die jungen Arbeitnehmer stellt. Sie entsprechen im großen und ganzen haargenau den Forderungen, die der Deutsche Gewerkschaftsbund seit Jahr und Tag an den Gesetzgeber richtet.

So wird denn im Aktionsplan der CAJ u. a. gefordert:

- Heraufsetzung des Berufseintrittsalters auf 16 Jahre;
- Ausdehnung der Volksschulpflicht auf zehn Schuljahre;
- Ganztagsschule an fünf Tagen;
- Ausweitung der Berufsschulzeit auf zwölf Stunden in der Woche;
- ein einheitliches Berufsausbildungsgesetz als Rahmengesetz für die ganze Bundesrepublik;
- Anpassung des Niveaus der Berufsausbildung in allen Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, um so die Freizügigkeit zu fördern;
- Verbesserung der Rechte der Jugendvertreter in den Betrieben;
- verstärkte Förderung der Eigentumsbildung für Arbeitnehmer und Ausbau der Mitbestimmung.

Der positiven Entscheidung der CAJ zugunsten einer Ausdehnung der qualifizierten Mitbestimmung gingen mehrstündige Debatten im Kongreß-Arbeitskreis „Mitbestimmung“ voraus. Gegen eine kleine Minderheit entschieden sich die Delegierten für die Forderung nach „einer Unternehmensverfassung, die auf der Gleichberechtigung von Arbeit und Kapital aufgebaut ist“. Ein Antrag, der vorsah, nur Betriebsangehörige in die Organe der Mitbestimmung wählen zu lassen, wurde mit großer Mehrheit verworfen. Der Vertreter des süddeutschen katholischen Werkvolks, Sprecher der

unterlegenen Minderheit, konnte sich daraufhin die Bemerkung nicht verkneifen, die katholischen und evangelischen Sozialverbände seien bereits von sozialistischem Gedankengut zersetzt.

Nun, einer der führenden Männer der CAJ, Nationalkaplan Bernhard Honsel, sagte es in einer Pressekonferenz und auch vor den Fernsehkameras klipp und klar: „Die Integration der Arbeitnehmer in die Gesellschaft ist nur durch Ausdehnung der Mitbestimmung möglich.“

Die Leitung der Jungen Christlichen Arbeitnehmer Deutschlands ließ auch keinen Zweifel darüber aufkommen, ob dieser katholische Verband denn partei- und gewerkschaftspolitisch unabhängig sein könne. Er kann es, und er will es. Auf die direkte Frage eines Journalisten, ob denn beispielsweise die SPD-Mitgliedschaft vereinbar sei mit der Zugehörigkeit zur CAJ, bekam er ohne Zögern ein uneingeschränktes Ja zur Antwort. Wo ihre Interessen als Arbeitnehmer am besten gehahrt werden, wissen die CAJler ohnehin: drei Viertel der Organisierten dieses Verbandes sind Mitglieder einer DGB-Gewerkschaft.

Die Bildungsarbeit der CAJ, betonte Kaplan Honsel, zielt darauf ab, die jungen Menschen zum Engagement in allen Institutionen der Gesellschaft zu ermuntern und sie zur Mitarbeit zu befähigen. Denn erste Aufgabe der Christen sei es, sich mit allen Menschen solidarisch zu erklären und die Welt zu ändern. Maria Gimbel von der Nationalleitung der CAJ formulierte es so: „Wenn wir das Evangelium ernst nehmen, dann bedeutet das, daß wir uns für Gerechtigkeit einsetzen müssen.“

Der 1. Kongreß der Jungen Christlichen Arbeitnehmer in Essen hat deutlich gemacht, daß die jungen Leute der CAJ die Welt sehen, wie sie ist: verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig. Sie sind bereit, mitzuhelfen, eine Welt zu gestalten der Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Das gleiche Ziel macht die CAJ zum verlässlichen Weggefährten des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Die IG Druck und Papier rief – und alle, alle kamen. Genau gesagt waren es mehr als 600 Jungen und Mädchen, die zum Pfingstjugendtreffen ihrer Gewerkschaft nach Oerlinghausen gekommen sind, um dort einige tolle Tage zu erleben. Der Anlaß dafür war gewiß kein alltäglicher, nämlich die 100-Jahr-Feier der IG Druck und Papier. Das will gefeiert sein. Und so machten sich die jungen Druck- und Papierler auf die Socken. Und als die Omnibusse aus allen Himmelsrichtungen in Oerlinghausen eintrafen, da kam schlagartig Leben in die Zeltstadt. Ebenso schlagartig ging dann ein herzhafter Regenschauer nieder – ein feiner Auftakt! Es sollte nicht die letzte Dusche sein, die von oben kam, aber dessenungeachtet kämpften die Sportfreunde gleich am ersten Nachmittag mit letztem Einsatz um die Lagermeisterschaft. Besonders im Fußball ging's hoch her, etwa nach dem Motto: das kann doch einen Seemann nicht erschüttern.

Wie gesagt, am nächsten Morgen lachte die Sonne vom Himmel, und die Stimmung war dementsprechend gut. Das große Ereignis des Tages war das Endspiel um die Fußballmeisterschaft. Schon die Vorspiele waren spannend und dramatisch. Da wurden Favoriten respektlos geschlagen, Außenseiter spielten groß auf, und die Schiedsrichter hatten es nicht immer leicht. Zu guter Letzt sprach das ganze Lager nur noch vom Fußball, so daß die vielen weiteren Veranstaltungen tatsächlich ein wenig in den Hintergrund gerieten. Kein Wunder, daß die Zuschauertribüne beim Endspiel voll besetzt war. Selbst die Lagerleitung und eine ganze Reihe prominenter Besucher waren erschienen. Zur Erheiterung des Publikums fand in der Pause auch ein Prominentenspiel statt. Da blieb kein Auge trocken. Um es kurz zu machen: Am Ende nahm die Mannschaft aus Essen den Sieg mit nach Hause und ließ sich gebührend dafür feiern.

Der dritte Tag schließlich stand im Zeichen einer Kundgebung, zu der als prominenter Referent Professor Walter Fabian nach Oerlinghausen gekommen war. Er erinnerte daran, daß zwei Gewerkschaften in diesem Jahr Jubiläum feiern, nämlich IG Metall 75 Jahre und IG Druck und Papier 100 Jahre. Er sprach von den Erfolgen der Gewerkschaften im Lauf dieser Jahre, wies aber auch auf die enormen Aufgaben hin, die in der Zukunft noch bewältigt werden müssen. Und schließlich rief er die Teilnehmer dazu auf, bei der Bewältigung dieser Aufgaben nach Kräften mitzuwirken. Dazu gehört in erster Linie, daß sich die Jugend nicht verführen lassen darf von Wohlstand und Zufriedenheit, sondern daß sie kritisch und wachsam die Entwicklung in Staat und Gesellschaft und in der Politik verfolgen müsse. Auch der technische Fortschritt wird in der kommenden Zeit die Welt schneller und gründlicher als bisher verändern, und zwar nicht nur in der Raumfahrt, sondern auch im ganz nahen Bereich, nämlich am Arbeitsplatz. Das alles gilt es zu erkennen und zu bewältigen, meinte Fabian weiter, und es käme darauf an, daß in dieser rasanten Zeit der Mensch nicht unter die Räder kommt. Dafür lohnt sich der Einsatz jedes einzelnen.

Es war eine großartige Kundgebung, und es war gleichzeitig der Abschluß eines großartigen Pfingst-Treffens der jungen Druck- und Papierler aus Nordrhein-Westfalen. Man darf sicher sein, daß dieses Treffen allen Teilnehmern gefallen hat und daß es ihnen noch lange Zeit in guter Erinnerung bleiben wird.

– Willi –

Hexenjagd und Plebejer



Eröffnung mit Zeitstücken

Zur Tradition der Ruhrfestspiele gehörte die Eröffnung mit einer Klassiker-Inszenierung. Die langjährige Übung wurde in diesem Jahr aufgegeben. Man eröffnete mit einem Zeitstück; leider mit einem von gestern. Arthur Millers „Hexenjagd“ war vor dreizehn Jahren ein tapferes und möglicherweise wirksames Unternehmen gegen Mac Carthys Kommunistenjagd. Nun sind gewiß Massenhysterie und ihre Ausnutzung durch

Machthaber zum Zweck der Menschenunterwerfung nichts Einmaliges, sondern gehören leider Gottes zu den ausdauernden Übeln. Mithin kann auch ein Stück, das sie darstellt, sehr wohl auch dann zeitgemäß sein, wenn der unmittelbare Anlaß nicht mehr besteht. Die Frage ist nur, ob soviel dramatische und dichterische Substanz in ihm steckt, daß es auch dann noch anspricht, wenn es nicht mehr von der Genugtuung, daß überhaupt

einer zu opponieren wagt, getragen wird.

Die Frage läßt sich bei Millers „Hexenjagd“ nicht uneingeschränkt bejahen. Heute wie gestern ist man angetan von der glänzenden Exposition, die nicht nur die Figuren präsentiert, sondern sogleich auch das Bündel der Motive aufschnürt. Nach wie vor sind wir gefesselt von der gerafften, knappen Darstellung des Ausbruchs und der Ausbreitung der Wahn-

sinn-Epidemie im ersten Teil des Stückes. Dann freilich läßt die Spannung nach. Der große Gegenangriff der Vernunft, auf den wir warten, kommt nicht. Nur die Redlichkeit tritt gegen die Hysterie des Aberglaubens und ihre Ausnutzung an, und diese Redlichkeit ist obendrein zaghaft und hilflos. Wo aber keine zureichende Gegenkraft ist, da ist auch keine Dramatik. Zudem gibt es kaum innere Entwicklungen. Die Hysterischen bleiben hysterisch, die Scheinheiligen scheinheilig, die Bigotten bigot, die Rechtschaffenen rechtschaffen. Und auch bei dem einen, der so etwas wie einen Konflikt durchzustehen hat, beim braven Mann Proctor, ist es im Grunde nur ein Schwächeanfall. Darum hält uns das Stück im zweiten Teil nicht mehr fest.

Dagegen könnte ein Regisseur, der sich der Stärken und Schwächen des Stückes bewußt ist, einiges tun. Er könnte kürzen, straffen; er könnte da, wo die Redlichen den Mächtigen gegenüberreten, durch sinnvolle Gruppierung und augenfällige Raumspannungen das Gegeneinander härter herausarbeiten. Das alles tat Arno Assmann, der das Stück für die Ruhrfestspiele inszenierte, nicht; man hatte den Eindruck, er habe sich darauf beschränkt, das Stück „einzurichten“. Die Bestimmung des Schauplatzes durch eine Konstruktion aus schweren Balken, durch die man ab und zu auf Projektionen Masereelscher Holzschnitte sah, war vom Optischen her eine glückliche Lösung, für die Akustik freilich war sie nicht hilfreich. (Bühnenbild und Kostüme: Max Bignens.)

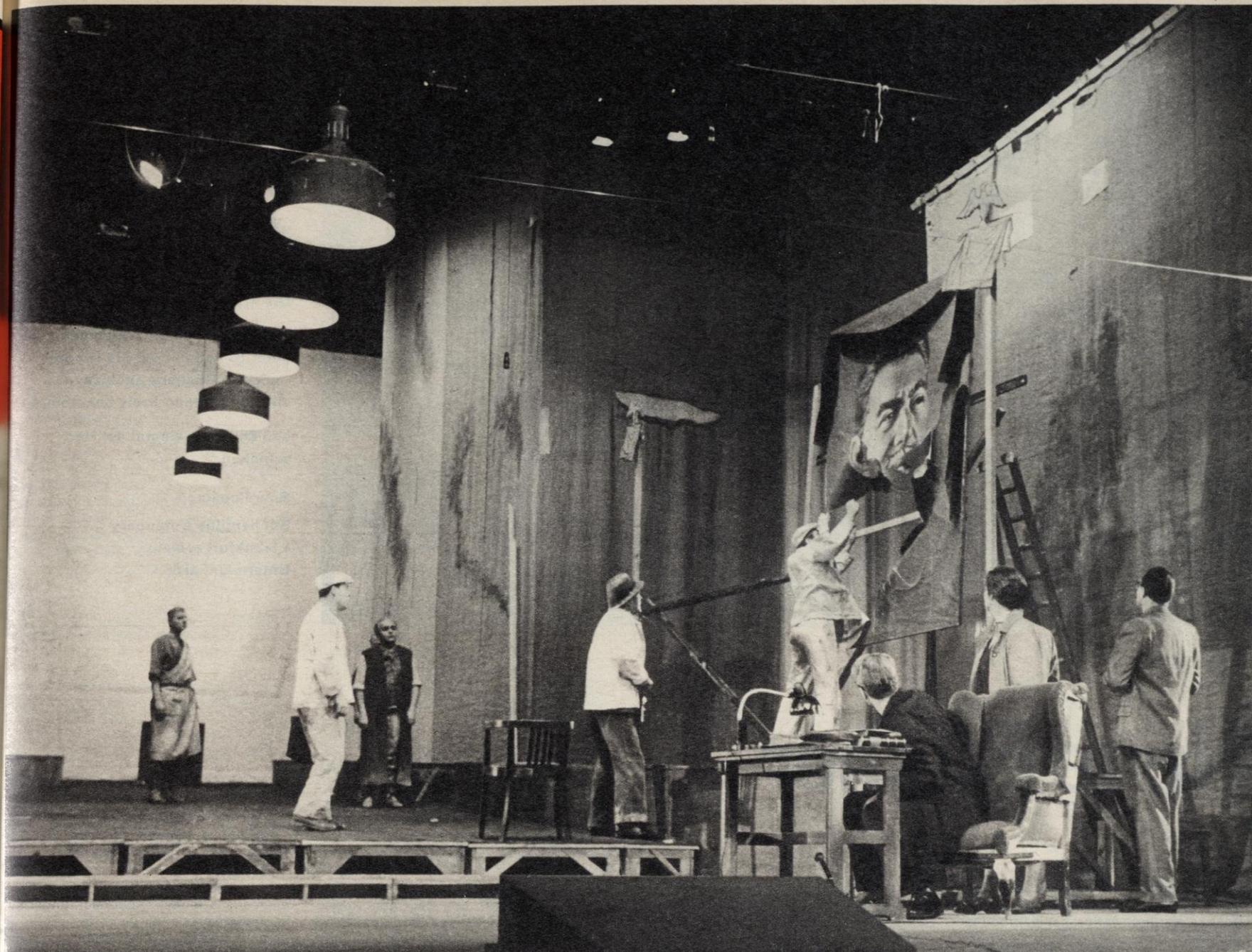
Man hat bekannte und prominente Schauspieler für diese Inszenierung engagiert. Trotzdem stimmte die Besetzung nur in einem Falle ganz: bei Eva Katharina Schultz als Elisabeth Proctor. In den Szenen mit ihr hatte auch Norbert Kappen als Proctor seine besten Augenblicke. Wo er aufbegehren mußte, war er zu schmal, zu leicht und versuchte durch Schreien zu kompensieren, was ihm an Gewicht fehlte. Elfriede Irrals Abigail reichte zu, wenn auch die Hysterische, die sie spielte, eher in ein bürgerliches Wohnzimmer von heute als in die Ställe und Wälder von Massachusetts zu denken war. Ansonsten wurde – und oft mehr schlecht als recht – chargiert; auch Ernst Jägers Pastor Parris hob sich nur wenig heraus. Etwas an Profil gewann der Pastor Hale von Paul Edwin Roth. Paul Esser als Unterstatthalter war eine offenkundige Fehlbesetzung. Am Schluß gab es schwachen Beifall und ein paar Buh-Rufe.

Günter Grass nennt sein Stück „Die Plebejer proben den Aufstand“ im Untertitel „ein deutsches Trauerspiel“. Tatsächlich ist es eine Farce und obendrein eine langweilige, takt- und geistlose. Ganz abgesehen davon, daß wir über Brechts Verhältnis zum Regime von Pankow und über sein Verhalten in den kritischen Junitagen des Jahres 1953 nur unzureichend unterrichtet sind, sollte Ausgangspunkt jeder kritischen Betrachtung

Eva Katharina Schultz als Frau Proctor und Norbert Kappen als Proctor

Foto: Rosemarie Pieper





Szene aus „Die Plebejer proben den Aufstand“

Foto: Heinz Köster

Stimmung doch die Einsicht sein, daß niemand, auch ein großer Dichter nicht, die Tragik der deutschen Spaltung und des dahinterstehenden Antagonismus zweier Welten überspielen kann. Auch er muß sich entscheiden, und in jeder Entscheidung steckt das Risiko des Irrtums, steckt das Inkaufnehmenmüssen eines Übels um eines Vorzugs willen, steckt die Konsequenz des B- und C-Sagenmüssens, nachdem einmal A gesagt wurde. Auch Goethe hat sich seinerzeit für Napoleon entschieden, und seine Zeitgenossen, die damals ihr Nationalbewußtsein entdeckten, haben ihm sein Votum für den „blutigen Tyrannen“ sehr verübelt. Denken wir heute nicht ganz anders über diesen Irrtum? Sind wir noch ganz sicher, daß es überhaupt – wenn man vom Konkreten, Zeitbedingten, Zufälligen abstrahiert – ein Irrtum war? Wir gestehen dem Dichter, dem Künstler das Recht zu, die Welt auf seine Weise zu sehen, denn wir wissen, daß er überhaupt nichts über den Tag Hinausreichendes schaffen könnte, wenn er nicht eine weitergreifende, anders auswählende Perspektive hätte. Sollten wir nicht daraus die Konsequenz

ziehen, das Urteil über die Irrtümer und Fehlentscheidungen jener, die als schöpferische Menschen auf ihrem Feld Geschichte machen, der Geschichte zu überlassen?

Und sollten wir nicht auch, nachdem wir zwölf Jahre lang erlebt haben, zu welcher moralischer Knochenerweichung der Druck einer Diktatur führt, zurückhaltend im Urteil über menschliches Versagen – wovor niemand, auch der Geniale nicht, geschützt ist – sein? Wer das Dritte Reich in Deutschland durchstehen mußte, und wer von daher weiß, wie rar damals – auch in Situationen, wo es nicht gleich um den Kopf ging – die Helden waren, der wird nicht leicht bereit sein, auf Bert Brecht einen Stein zu werfen.

Wollte das Günter Grass? Am Ende weiß man selbst das nicht genau. Vielleicht wollte er nur ein Stück schreiben, das durch die Hereinnahme eines großen Toten und die Nutzung eines tragischen politischen Geschehens einen sicheren Sensationseffekt brachte. Selbst das ist ihm nicht gelungen. Der scheinbar ergiebige Vorwurf wird zerwizelt, zerredet, verschlissen. Damit überhaupt hin- und

hergeredet werden kann, müssen nahezu alle Figuren die merkwürdigsten Verrenkungen machen, muß der „Chef“, also Brecht, ein versponnener Theaternarr, ein lebensfremder Doktrinär, ein listiger Dialektiker, ein menschenverachtender Coriolan und auch sein Gegenstück, ein Poet im Wolkenkuckucksheim und am Ende ein tragischer Tor der verpaßten Gelegenheit sein; seine Gefährtin – hier unter dem Decknamen Volumnia auftretend – muß die Wandlungsfähigkeit des Chamäleons beweisen. Was soll ein Schauspieler aus solchen Charakter-Kostümfetzen machen? Die Konstante in Rolf Hennigers Chef war ein leicht zergrämter Deutschoblerlehrer, Gisela Matthishents Volumnia war unten Frauenschäftsleiterin, oben Salondame. Am besten hatten es die Darsteller der Maurer, Putzer, Zimmerleute; was sie zu sagen hatten, war wenigstens dem Volk vom Maul abgehört. Nur, daß solches Abhören und das Nachreden von Gedenkartikel-Weisheiten und Literatenklatsch noch kein Stück macht. Das ist das Peinliche bei dem ganzen Unternehmen, daß sich Szene für Szene der

Eindruck verstärkt, es habe sich einer an eine Arbeit gewagt, für die ihm das elementare handwerkliche Können fehlt. Günter Grass hat Romane geschrieben, die gut verkauft werden; Dramaturgie aber hat er offenbar nie gelernt. Und weder beim Verlag noch beim Uraufführungstheater scheint man den Mut gehabt zu haben, ihm zu sagen, daß ein Stückeschreiber einiges bedenken muß, was ein Romanschreiber nicht zu wissen braucht. Also quält sich das von Episode zu Episode, von Gag zu Gag. Da wird Rasen zertrampelt, nachdem vorher endlos über das Zertrampeln oder Nichtzertrampeln geredet worden ist, da wird Aufhängen gespielt, da wird, wenn sonst nichts mehr einfällt, das Tonbandgerät strapaziert. Und wenn das alles nicht passierte, dann passierte überhaupt nichts.

Nicht lange vor dem Gastspiel des Schillertheaters kam in Essen Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“ heraus. Wer beide Aufführungen nacheinander gesehen hat, der konnte nur denken: armer Günter Grass!

Cato



„Schon Mitglied der Büchergilde Gutenberg?“

„Nein.“

„Bildungslücke.“

„Wieso?“

„Wirst Du schon feststellen, wenn Du einmal die Zeitschrift der Büchergilde durchsiehst.“

Die kriegst Du umsonst.

Nebenbei auch ein Verzeichnis guter Schallplatten, die Du dort – wie die Bücher – auch zu einem niedrigen Preis bekommst.

Laß Dir doch einmal ein Heft schicken.“

Schreibe an:

Büchergilde Gutenberg
6 Frankfurt a. Main
Untermainkai 66

Neue Bücher

Der Romanist Victor Klemperer, der unter den Nazis seinen Lehrstuhl in Dresden als Jude verlor, hat während jener Jahre ein sprachkritisches Tagebuch geführt, das aufschlußreiche Untersuchungen über die braunen Machthaber enthält. Damals wurden nicht nur jüdische Namen ausgemerzt, auch slawische Ortsnamen in Mecklenburg und Pommern wurden „eingedeutscht“. In Schlesien waren es allein 2700! Sorgfältig hat Klemperer den pseudoreligiösen Zug des kirchenfeindlichen Systems registriert. Aus den Toten der Feldherrnhalle wurden „Apostel der Bewegung“, das Wort „ewig“ erhielt inflationären Charakter, und Hitler stilisierte sich zum „Werkzeug der Vorsehung“, sein Geburtsort avancierte zum „Wallfahrtsort der deutschen Jugend“ und sein Machwerk „Mein Kampf“ war die Bibel des Nationalsozialismus.

Zu den vielen superlativischen Beiworten gehörte „fanatisch“, das 1944 auch Eingang in das Vokabular der Heeresberichte fand und zu jenen Worten zählte, deren Sinn sich vom Negativen zum Positiven wandelte. Aufschlußreich ist auch die Diktion der Heeresberichte. Aus der Niederlage wird ein „Rückschlag“, statt zu fliehen „setzen sich“ die eigenen Truppen „vom Feinde ab“ und die „Frontbegradigung“ sollte den Rückzug verschleiern. Das aggressive Wort „ausradieren“ – Hitler wollte die englischen Städte durch Bombenangriffe ausradieren – hat wie viele Begriffe von damals den Krieg überlebt, und das ist auch der Grund dafür, daß dieses Buch erschienen ist. Bezeichnend für Hitler und Goebbels war die Intellektfeindschaft. Goebbels versuchte das Attentat vom 20. Juli 1944 dadurch zu erklären, indem er vom „Überwuchern der Kräfte des Instinkts durch solche eines diabolischen Intellekts“ sprach. Während Goebbels durch sein „Wechselbrausensystem“, so nennt Klemperer den Wechsel von akademischer, proletarischer, rationaler, gefühlsbetonter, schwülstiger und ruppiger Ausdrucks-

weise, den Verstand des Lesers oder Zuhörers ausschalten wollte, machte Rosenberg in jener trüben „Weltanschauung“, mit der die Logik der Philosophie abgelöst wurde, und sprach von der „größten Krise der abendländischen Menschheit“. Das Buch Klemperers ist nicht zufällig neu aufgelegt worden. Es weckt leider Assoziationen zu Äußerungen heutiger Parteiführer, mögen sie Strauß, Erhard oder Jaksch heißen. Geist und Macht bekämpfen sich in Deutschland mit den Möglichkeiten der Sprache.

Aus dem Nachlaß des in Paris verstorbenen Dichters Joseph Roth entdeckten Freunde ein Romanmanuskript, das schließlich nach Amerika kam und endgültig sichergestellt werden konnte. Doch die Veröffentlichung der durcheinandergeratenen Fassungen erwies sich als überaus schwierig. Erst nach Anwendung eines optischen Verfahrens konnte das Manuskript geordnet werden, ohne den Text zu verändern. „Der stumme Prophet“ dürfte 1929 von Roth beendet worden sein und steht in thematischem Zusammenhang mit seinem 1927 geschriebenen Manuskript über die Verbürgerlichung der russischen Revolution, dem Fazit einer Moskareise. In der Figur des Friedrich Kargan hat Trotzki Roth Modell gestanden. Es geht um die innere Problematik des Revolutionärs, nicht um biographische Wiederholungen. Der sich selbst überlassene junge Kargan erkämpft sich einen Platz an der Universität. Doch enttäuscht erkennt er, daß es sich hier nur um eine Institution des Bürgertums handelt, um ein Versorgungsinstitut der Lehrenden. So gerät Friedrich in den Bann des Revolutionärs Savelli. Er arbeitet „für die Sache“ und schöpft Enthusiasmus aus Entsagung und Anonymität. Doch der erste Auftrag führt beim Überschreiten der russischen Grenze zur Verhaftung durch die zaristische Polizei und zur Deportation. Hier widerfährt Friedrich die zweite Enttäuschung, denn in den endlosen Ge-

sprächen mit Gleichgesinnten merkt er, wie das „Leben in den Begriffen steckt, wie ein ausgewachsenes Kind in zu kurzen Kleidern“. Die Abkehr von der Ideologie liegt auf der Hand. Aus der Naivität des ursprünglichen Weltveränderers wächst die „Neugier zweiten Grades“, die nur Bestätigung für das sucht, was sie mit Recht in der Realität vermutet. Der Dienst ohne Glaube führt Friedrich nach 1918 in die Hauptstadt Moskau zum Diktator Savelli. Als überflüssiger Mitstreiter wird er nach Sibirien abgeschoben, ein Schicksal, das er innerlich bejaht, weil die Leere der Gegenwart ihn den fernen Osten als einzig richtigen Aufenthaltsort erscheinen läßt.

Aus der Sicht des ehemaligen k.u.k. Untertanen Roth zeigt sich die Welt, wie sie damals war, mit jenen ahnungslosen Bürgern, für die der Tod eines Angehörigen eine Auszeichnung bedeutete, bis der Krieg dann schließlich „irdischen Gesetzen entwächst“. Die von Friedrich geliebte Frau ist diesen Kreisen verpflichtet an der Seite eines mittelmäßigen Bürokraten, der von Natur aus die Voraussetzungen für den geschäftlichen Erfolg mitbringt. Dem Stumpsinn der Banalisten steht die Enttäuschung der Idealisten gegenüber. Aber dieses Thema wird von Roth jeglicher Aktualität des Entstehungsdatums entkleidet, um in funkelndem Gewand der Poesie bekleidet zu erscheinen. Heute dünkt uns dieser Roman wie eine erste Andeutung der stalinistischen Säuberungsprozesse. Aber Roth wollte mehr und gab mehr. Es ist ein letzter Gruß – falls der Nachlaß nicht noch weitere Überraschungen enthält – eines Dichters, für den auch das Leben des politischen Akteurs zu allererst ein Gespinnst für Träume ist!

Scurrilität ist das Kennzeichen Reinhard Lettaus, eines literarischen Akrobaten, der sich seine eigene Arche Noah aus Papier gezimmert hat, eine Welt des Neo-Biedermeier, mit privilegierten Bewohnern und deren Diener-

schaft. Lettau bosselt seine Geschichten aus vielen Einzelbeobachtungen zusammen, von denen jedes Schräubchen im nächsten Eisenwarenladen zu bekommen ist. Nur was daraus entsteht, besitzt keinen praktischen Gebrauchswert, bleibt eine Dunkelkammer mit Kerzenbeleuchtung. Da gibt es bei Lettau Spintisierer – normal ist dort niemand –, die ein neues Kursbuch erfinden, nach dem Züge fahren, mit Umwegen und Verzögerungen. Kriege finden zwar noch statt, aber sie sind unblutiger Stellungswechsel wie im Manöver, bis schließlich aus kombinatorisch-strategischen Überlegungen heraus die alten Feldherren ausgetauscht werden. Schach dem Massengrab möchte man hinzufügen. Eine mehr als schrullige Alte veranstaltet als Gaudi Sommergewitter mit Statisten, die draußen im strömenden Regen stehen. Der musikalische Diktator inspiziert eines guten Tages die Orchester aller Städte. Sein Wagen führt in gleichmäßigem Tempo von Ort zu Ort, und überall werden einige Takte angestimmt. Versehenlich Opfer eines Neutöner-Konzertes, bekommt er Schüttelkrämpfe und wird schließlich in einer überlebensgroßen Violine beerdigt. Lettau häkelt Masche für Masche seine absurden Texte an der schönsten Wirklichkeit vorbei, Texte, die ohne Pause genossen zwar etwas dünnblütig wirken, aber ein origineller Nonsens eines jungen Akademikers darstellen.

Horst Hartmann

Victor Klemperer „Die unbewältigte Sprache“, Joseph Melzer-Verlag, Darmstadt.

Joseph Roth „Der stumme Prophet“, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln.

Reinhard Lettau „Schwierigkeiten beim Häuserbauen“, Deutscher Taschenbuch Verlag.

Bestechende Ansichten

Die Bundesrepublik befindet sich augenblicklich, was ihren Schutz angeht, in einer etwas ungemütlichen Lage. Darüber ließ ich mich von Oberregierungsrat G. im Verteidigungsministerium unterrichten.

„Bleiben die Engländer hier?“ fragte ich ihn.

„Nur, wenn wir sie sehr darum bitten. Und die ganzen Kosten tragen“, gab er mir Bescheid.

„Und die Franzosen?“

„Wollen nur bleiben, wenn wir sie nicht fragen, warum sie bleiben wollen.“

„Warum müssen wir ihnen solche taktlosen Fragen stellen?“

„Damit keiner denkt, wir seien nicht vollkommen souverän.“

„Was ist mit den Amerikanern?“

„Die Amerikaner wollen nur bleiben, wenn wir dafür bei ihnen Waffeneinkäufe tätigen.“

„Und sonst?“

„Bleiben sie im besten Falle symbolisch. Ein paar Fahnen und so weiter.“

„Wie hat man sich diese Käufe etwa gedacht?“

„Für einen brauchbaren Amerikaner sollen wir ein gebrauchtes MG kaufen. Für hundert Amerikaner einen unbrauchbaren Panzer. Für ein Bataillon Amerikaner kriegen wir einen neuen Starfighter.“

„Das ist gut“, sagte ich und klatschte froh in die Hände.

„Das ist entsetzlich“, sagte mein Oberregierungsrat, „wir können die Waffen gar nicht brauchen. Was wir brauchen, sind Amerikaner.“

„Und was wird man mit dem Zeug anfangen?“

„Das ist die Frage. Wir haben gar keinen Platz. Und herumliegen wollen wir es auch nicht lassen.“

„Man weiß nicht, in welche Hände so was

geraten könnte“, stimmte ich ihm zu. „Warum schütten Sie den ganzen Kram nicht ins Meer? So eine Art Vernichtungsaktion, wie sie die EWG gerade beim Obst vorhat.“

„Daran haben wir auch schon gedacht. Inzwischen ist uns etwas Besseres eingefallen. Wir werden die Amerikaner bitten, die Waffen gleich drüben zu behalten.“

„Und sie sofort nach der Fertigstellung zu vernichten?“

„Ja. Oder nach Vietnam schicken.“

„Eine gute Idee. Vor allem Bomben. An denen herrscht dort ja hin und wieder bedenklicher Mangel“, sagte ich.

„Hauptsache, wir bekommen diese Waffen nicht“, sagte Oberregierungsrat G. „Für uns sind sie einfach viel zu gefährlich.“

„Verstehe! Wegen unserer Wirtschaft. Weil wir selbst gerne welche produzieren wollen.“

„Das auch“, sagte er zögernd.

„Und man bei der Herstellung auch technische Erfahrungen sammeln kann.“

„Das auch“, sagte er zögernd.

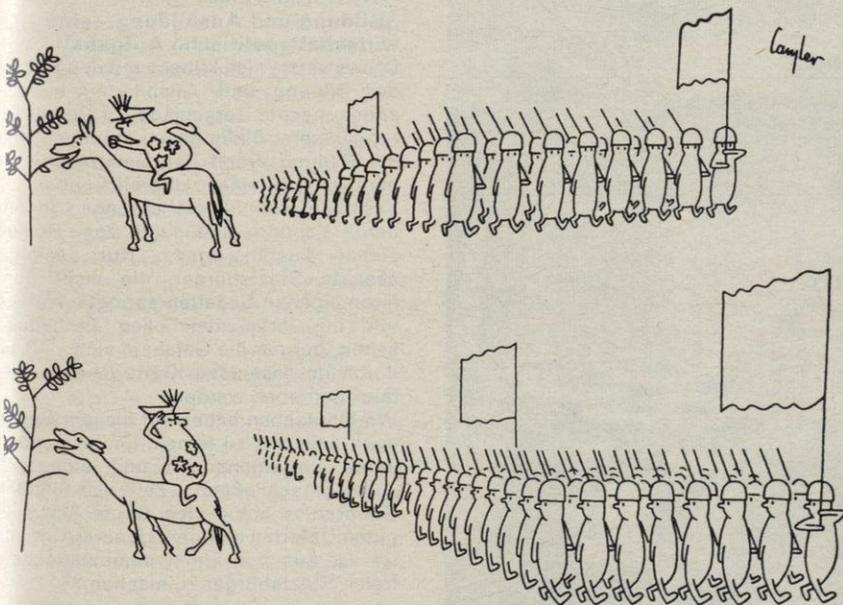
„Weil es von den Ostblockstaaten gegen uns propagandistisch ausgeschlachtet werden könnte.“

„Das auch.“

„Und warum sind solche Waffen noch gefährlich?“

„Solche Geschäfte sind mit einer besonderen Art von Gefahr verbunden. Man ist da gewissen Versuchungen ausgesetzt. Wußten Sie, daß man zur Zeit mit einer Bestechungsaffäre pro 100 Millionen Dollar Waffenbestellung rechnet?“ sagte Oberregierungsrat G. sehr zögernd, und dabei funkelte das Licht der Mittagssonne auf seinen diamantenen Manschettenknöpfen.

Wolfgang Ebert



Fotos: Udo Hoffmann

Die Stadt Göppingen, in die 62 Delegierte der Gewerkschaft Holz gekommen waren, hatte festlichen Schmuck angelegt. Vor einem Lokal spielte eine Jazzband, aber die gehörten nicht zu den Delegierten, vor der Stadthalle wogte es von jungen Menschen, aber das waren auch nicht die Delegierten, sondern die feierten ihr Friedensfest, das zur Erinnerung an das Ende des Dreißigjährigen Krieges alljährlich stattfindet. Endlich hatten wir die jungen Delegierten, darunter elf Mädchen und neun Lehrlinge, gefunden. Sie bekamen gerade Gesangsunterricht, der ihnen von Horst Roos erteilt wurde. Er sang amerikanische Arbeiterlieder, und die Jugend und die vielen Gäste sangen den Refrain der Lieder. Sogar das Stadtoberhaupt sang mit. Und es ging nicht hölzern zu. Im Schnitt waren die Delegierten 21 Jahre jung, der jüngste 15 Jahre.

Klaus Stenzel, der Jugendsekretär beim Hauptvorstand der Gewerkschaft, gab Ergänzungen zum vorliegenden Geschäftsbericht und begann gleich beim kritischsten Punkt. Die Zahl der jungen Mitglieder hat sich von der zweiten zur dritten Jugendkonferenz erheblich gesenkt. Das hat eine Reihe von Gründen. (Kleinbetriebe, Abgang zu der Bundeswehr.) Kritisch stellte Klaus Stenzel fest: „Wenngleich feststeht, daß die Beschäftigtenzahl Jugendlicher zurückgegangen ist, so steht andererseits auch fest, daß in einer Reihe von Betrieben, die als gut bezeichnet werden können, die Jugendlichen überhaupt nicht oder nur schlecht organisiert sind. Die Funktionäre dieser Betriebe wollen uns immer wieder weismachen, die Jugendlichen seien nicht zu organisieren. In Wirklichkeit dürfte es ihnen an der Einsicht in die Belange der Jugend fehlen. Vielfach enden die Bemühungen unserer Funktionäre auch vor den Türen der Betriebsbüros. Wenn man z. B. verantwortliche Kollegen auf die relativ große Zahl von unorganisierten Jugendlichen anspricht, bekommt man

des öfteren zur Antwort, es handle sich überwiegend um kaufmännische Lehrlinge, die schlecht zu organisieren seien. ... Daß zu den Aufgaben eines Betriebsrates auch die Kontrolle der Berufsausbildung gehört, dürfte sich wohl langsam herumgesprochen haben. Da das Gesetz nicht zwischen gewerblicher und kaufmännischer Berufsausbildung unterscheidet, hat sich der Betriebsrat auch um die kaufmännischen Lehrlinge zu kümmern.“

Die Zahl der Betriebsjugendvertreter hat sich wohl etwas erhöht, ist aber hinter den Erwartungen zurückgeblieben. „In vielen Betrieben war und ist heute noch die Voraussetzung zur Wahl eines Jugendvertreters gegeben, ohne daß der Betriebsrat etwas dazu getan hätte, sie durchzuführen. Schwierigkeiten bereiten uns aber auch einige Betriebsräte, die einen Jugendvertreter wählen ließen, aber nichts tun, um ihm zu helfen. Ein Betriebsjugendsprecher, der aber nur auf dem Papier steht, nützt seinen jugendlichen Kollegen überhaupt nichts ...

... Die Teilnahme an allen Betriebsrats-sitzungen, die den Jugendvertretern verweigert wird, ist deshalb nicht nur eine Forderung, sondern eine Notwendigkeit. Hier kann der junge Mensch lernen, Verantwortung zu übernehmen und sich in einem überschaubaren Bereich bewähren.“

Mit Recht wies Klaus Stenzel darauf hin, daß sich durch gute Zusammenarbeit zwischen Betriebsrat und Jugendvertretern bestimmt ermöglichen lassen wird, die Einhaltung des Jugendarbeitsschutzgesetzes mehr als bisher zu kontrollieren. Das allein scheint aber nicht zu genügen.



Klaus Stenzel, Jugendsekretär beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Holz



Fotos: Udo Hoffmann

„Um der Arbeit der Betriebsjugendsprecher eine bessere Basis zu geben, müßten die gesetzlichen Bestimmungen geändert und ergänzt werden. Wir meinen, daß das Betriebsverfassungsgesetz deshalb unbedingt novelliert werden müßte. Es geht z. B. nicht an, von einem Betriebsjugendsprecher mehr zu erwarten als von einem Betriebsrat. Dafür fehlen die Voraussetzungen. Nach unserer Auffassung muß in einem neuen Betriebsverfassungsgesetz die Aufgabenstellung des Betriebsjugendvertreters sowie die Zusammenarbeit zwischen Jugendvertretung und Betriebsrat geregelt werden. Außerdem ist dem Betriebsjugendvertreter der gleiche Kündigungsschutz wie dem Betriebsrat zu gewähren. Bei der ‚Schnelligkeit‘ des Deutschen Bundestages in Sachen Jugend ist es bis dahin leider noch ein weiter Weg.“

Klaus Stenzel ging dann auf die Gruppenarbeit ein, für die in manchen Fällen die geeigneten Gruppenleiter fehlen. Die Bildungsarbeit, besonders die politische, soll besser organisiert werden. Für die Berufsausbildung müsse endlich das längst fällige Berufsausbildungsgesetz Wirklichkeit werden. Nur mit Erschütterung konnte er feststellen, daß in den Handwerksbetrieben kein Lehrling ein Urlaubsgeld bekommt. Er schloß seinen Bericht mit dem Aufruf zur Werbung und Aktivität auf allen Gebieten der Jugendarbeit. Die Aussprache über den Arbeitsbericht war leider nicht sehr ergiebig. Günter Stephan hielt unter dem Titel: **„Gewerkschaftsjugend – ihre Aufgaben in dieser Zeit“** ein Referat, von dem wir nebenstehend einige Auszüge abdrucken.

Dreißig Anträge und einige Entschlüsse, die der Konferenz vorlagen, befaßten sich zum größten Teil mit den Forderungen, die Klaus Stenzel in seinem Bericht erhoben hatte. Gefordert wurde Bildungsurlaub für die Jugend, der in kommenden Tarifverträgen verankert werden soll. Die Delegierten begrüßten die erneute Ablehnung jeglicher Not-



standsgesetzgebung durch den DGB-Kongreß in Berlin, setzten sich für erweiterte Mitbestimmung ein, sie forderten den DGB-Bundesvorstand auf, die Richtlinien über Reisen in die Ostblockstaaten zu überprüfen, weil es ihrer Ansicht nach nicht dem FDGB allein überlassen sein sollte, die deutsche Arbeitnehmerschaft in den Ostblockstaaten zu vertreten. In diesem Zusammenhang schlugen sie den Austausch von Jugendgruppen vor.

Zum Abschluß der Konferenz sprach Karl-Heinz Drews, der Sachbearbeiter für Sozialpolitik beim Hauptvorstand der Gewerkschaft, über:

„Bildung und Ausbildung – eine wirtschaftspolitische Aufgabe“

Drews setzte sich kritisch mit den Fragen der Bildung und Ausbildung auseinander, machte Vorschläge zur Verbesserung unserer Bildungseinrichtungen, hob die Bildungsarbeit der Gewerkschaften heraus, gab einen Überblick über die besseren Bildungseinrichtungen in anderen Ländern und sagte zum Schluß seiner Ausführungen: „Nur desinteressierte Staatsbürger, die nicht über ihren eigenen Schatten springen können und nur ihren materiellen Wohlstand sehen, bergen die Gefahr in sich, daß sie durch gewissenlose Kräfte in eine Diktatur getrieben werden.“

Wir Deutschen haben auf diesem Gebiet noch sehr viel zu lernen. Einige hundert Jahre Leibeigenschaft und eine sich daran anschließende Zeit des blinden Gehorsams haben den Deutschen zum guten Untertan erzogen. Unsere Aufgabe ist es, aus ihm einen demokratischen, freien Staatsbürger zu machen.“

Eine Konferenz junger Menschen, die sich mit den rückschrittlichen Vertretern des Handwerks herumschlagen müssen. Besonders schlimm, wenn sie bei vielen älteren Kollegen in den Betrieben nicht die notwendige Unterstützung finden. Möge ihnen der Mut nicht erlahmen.

Hadobu

Günter Stephan sagte u. a.

Laßt mich hier an dieser Stelle – ganz einfach, weil ich der Auffassung bin, daß auch dies von Zeit zu Zeit immer wieder einmal gesagt werden muß – einige Bemerkungen über unser Verhältnis zum demokratischen Staat allgemein einfügen. Besonders zu betonen, daß wir auf dem Boden dieses demokratischen Staates stehen, brauchte man wohl im allgemeinen nicht – da man es als selbstverständlich voraussetzen kann –, erscheint mir aber nach dem von mir vorher Gesagten nochmals besonders notwendig. Ich weiß auch sehr genau, daß man an ein solches Staatswesen, ob als einzelner oder als Gruppe, nicht nur Forderungen stellen kann, sondern das Leben in einer demokratischen Gesellschaft auch verschiedene Voraussetzungen verlangt.

Man kann sie etwa folgendermaßen zusammenfassen:

- ein ständiges Interesse an allen öffentlichen Fragen und Aufgaben;
- ein größtmögliches Wissen auf den wesentlichen Gebieten des Lebens unserer Gesellschaft;
- ein Verantwortungsbewußtsein für die Allgemeinheit;
- der Wille zur eigenen Meinungsbildung;
- die Bereitschaft, andere zu überzeugen und sich selbst von anderen überzeugen zu lassen;
- die Bereitschaft, die Freiheit des anderen ebenso zu verteidigen wie die eigene und die Meinung des anderen ebenso gelten zu lassen wie die eigene;
- die Bereitschaft zur ständigen Toleranz und zum Kompromiß;
- die Bereitschaft zur entschlossenen Abwehr aller Versuche, diese Grundsätze zu beseitigen; und schließlich
- der Wille zu ständiger evolutionärer Fortentwicklung demokratischer Formen und ihrer Anpassung an veränderte wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse.

Man sollte nicht das Anprangern von offensichtlich bestehenden Mängeln und Fehlern ganz banal als Staatsverdrossenheit abtun wollen. Dazu ist uns die ganze Angelegenheit viel zu ernst. Wir treiben keine Kritik der Kritik willen; wir wollen nicht zersetzend wirken; unsere Beanstandungen sind von dem Willen getragen, aufbauend und positiv zur weiteren demokratischen Gestaltung des eigenen Staatswesens beizutragen.

Damit habe ich aber auch schon ziemlich deutlich und unmißverständlich zu erkennen gegeben, wo der Standort der Gewerkschaftsjugend zu suchen ist. Kein Verein von Duckmäusern, sondern eine junge Gemeinschaft von Menschen, die – in ihrem Wollen vereint – in einer Gesellschaft leben, deren Grundprinzipien sie sicherlich anerkennen, zu deren Veränderung in vielen Einzelfragen sie jedoch aktiv beitragen möchten. Wer das will, muß wissen, ob er auch die notwendigen und – was noch wichtiger ist – die richtigen Menschen dazu hat.

Mir dünkt, wir haben eine große Anzahl davon; und sofern sie uns noch fehlen, wollen wir durch ständige Schulung, durch verstärkte staatsbürgerliche Bildung dazu beitragen, sie zu gewinnen.

Das ist mein größter Wunsch und meine größte Bitte an Euch am heutigen Tage.



Delegierter im Gespräch mit seinem Boss



Berufsschulbesuch und Lehrverhältnis

Ca. 3 Monate vor vertragsmäßiger Beendigung des Lehrverhältnisses wurde ein Lehrling am 6. 1. 1965 fristlos entlassen. Der hiergegen erhobenen Klage gab das Landesarbeitsgericht Düsseldorf am 24. 2. 1966 – 7 Sa 766/65 – rechtskräftig statt.

Ein Lehrling könne nach § 127b der Gewerbeordnung fristlos entlassen werden, wenn ein wichtiger Grund vorliege und die Fortsetzung des Vertragsverhältnisses einfach unzumutbar wäre. Beim Lehrling übernehme allerdings der Lehrherr neben den Eltern Aufsichts- und Erziehungspflichten, die über den üblichen Rahmen eines Arbeitsverhältnisses hinausgingen und daher auch bei einer Kündigung entsprechend beachtet werden müßten. Wer einen Lehrling einstelle, müsse mit Fehlern und menschlichen Unzulänglichkeiten rechnen. Der Lehrherr müsse daher, notfalls energisch, den Lehrling auf den richtigen Weg bringen, damit er das Ziel seiner Ausbildung erreiche.

Der Lehrling hätte am 5. 1. 1965 den Dienst versäumt und wäre am nächsten Tag zu spät zur Berufsschule gekommen. Indessen sei das einmalige Fehlen für einen ganzen Tag, auch wenn keinerlei Entschuldigung angegeben worden sei, nicht als triftiger Grund zur fristlosen Entlassung anzusehen. Sicherlich wäre das Verhalten des Lehrlings und seiner Eltern als eine Ungehörigkeit anzusehen, die eine Zurechtweisung erfordert habe. Daraufhin mit einer Entlassung zu antworten, wäre bei einem Lehrverhältnis nicht angebracht.

Was endlich die Verspätungen in der Berufsschule und die schlechten schulischen Leistungen des Lehrlings angehe, so müsse man diese Verfehlungen dahinstehen lassen, denn es handele sich dabei um eine Angelegenheit der Schule. Wenn der Berufsschullehrer angeraten habe, den Lehrling fristlos zu entlassen, so sei das höchstens ein Ratschlag, dessen Verantwortung der Arbeitgeber zu übernehmen hätte.

Bei einem Lehrverhältnis dürfe man nicht vergessen, daß es sich um junge unausgereifte Menschen handele, die der verständnisvollen Anleitung und Führung bedürften. Auch bei noch so schlechtem Benehmen des Lehrlings dürfe der Lehrherr nicht verzweifeln, sondern müsse vor Inanspruchnahme des härtesten Mittels, der fristlosen Kündigung, alle Erziehungsmöglichkeiten unter Einschaltung der Eltern ausschöpfen. Das gelte um so mehr, zumal das Lehrverhältnis in ca. 3 Monaten sowieso geendet haben würde.

Günther Hoppe

75 Jahre IG Metall

Von Otto Brenner

Die 75. Wiederkehr des Gründungstages des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, der ersten großen Zentralorganisation der deutschen Metallarbeiter, ist Anlaß genug, einen Blick in die Geschichte der deutschen Metallgewerkschaften zu tun.

Es ist ohne Zweifel ein großes Erbe, das die heute Lebenden zu verwalten und nach Kräften zu mehren haben. Wir sind dabei aber weit davon entfernt, die Geschichte der deutschen Gewerkschaften zu idealisieren. Das verbietet sich von selbst vor dem besonderen Hintergrund, vor dem sich in Deutschland die gesellschaftliche Entwicklung vollzog. Andererseits aber fühlen wir uns der Tradition verpflichtet, die sich aus einer 75jährigen Geschichte ergibt. So gesehen ist auch die Wiederkehr des Gründungstages des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes eine gute Gelegenheit, sich der gewerkschaftlichen Grundlagen zu besinnen und notwendige Erkenntnisse zu ziehen.

Es war der Weitsicht und Überzeugungskraft kluger Gründer zu verdanken, daß die Delegierten der deutschen Metallarbeiter Anfang Juni 1891 in Frankfurt am Main der Organisationsform der Industriegewerkschaft den Vorzug gaben. Der Verband nahm vom ersten Tag an Arbeiter aller metallindustriellen Berufe auf, gelernte und ungelernete, und war bald weit über Deutschland hinaus das Vorbild einer modernen Gewerkschaft, die sich der industriellen Entwicklung anzupassen wußte. Dennoch bedurfte es einiger Jahrzehnte, bis sich in unserem Lande die Organisationsform der Industriegewerkschaft allgemein durchsetzte. Sie wurde erst nach 1945 beim Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaften Wirklichkeit.

Heute lebt in der Industriegewerkschaft Metall mit ihren über zwei Millionen Mitgliedern nicht nur die Tradition des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Nach der Überwindung der konfessionellen und weltanschaulichen Spaltung, die in der Republik von Weimar entscheidend mit dazu beitrug, die Gewerkschaften zu schwächen, bekennen wir uns ebenso dankbar zu den Leistungen der beiden anderen Vorläuferorganisationen der Industriegewerkschaft Metall, des Christlichen Metallarbeiter-Verbandes und des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (Hirsch-Duncker).

Toleranz ist für eine Gewerkschaft, in der, anders als vor 1933, auch die Angestellten eine Heimat gefunden haben, nicht nur oberstes Gebot, sondern auch eine Verpflichtung, zu der wir uns freudig bekennen und für die wir uns in der täglichen Arbeit einsetzen.

Wir sind stolz darauf, daß Arbeiter und Angestellte aus der Metallwirtschaft im Kampf um den sozialen Fortschritt immer in vorderster Reihe standen. Die große Zahl der gerade in der Metallindustrie geführten Arbeitskämpfe beweist es. Immer wieder haben die Metallindustriellen versucht, den mitgliederstarken Metallgewerkschaften nachhaltige Niederlagen zu bereiten, um damit den sozialen Fortschritt zu bremsen. Letzten Endes aber wurde die Organisation in diesen Kämpfen gestärkt. Sie wuchs daran und ist längst zu einem wichtigen Faktor innerhalb unseres demokratischen Staatswesens geworden.

Im Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit, um die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und die schrittweise Ausdehnung des Tarifvertragswesens wurden bereits im kaiserlichen Obrigkeitsstaat bedeutende Erfolge errungen. Zusammen mit den anderen Gewerkschaften bekannten sich auch die Metallgewerkschaften zur Republik von Weimar. Einige ihrer besten Köpfe dienten der jungen Demokratie in hervorragenden Positionen. So sind Alexander Schlicke, Carl Severing und Rudolf Wissel, um nur drei Namen zu nennen, aus den Reihen des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes hervorgegangen. Sie hatten sich, lange bevor sie ihre außerordentlichen Fähigkeiten in den Dienst des Staates stellten, in der gewerkschaftlichen Arbeit bewährt, Schlicke als Vorsitzender des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes bis 1919, Severing als Bevollmächtigter der Organisation in Bielefeld und Wissel als Arbeitersekretär.



Die Jugend fühlt sich geborgen in der großen IG Metall

Während Schlicke in seiner Amtszeit besondere Verdienste beim Auf- und Ausbau des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes erwarb, das gewerkschaftliche Unterstützungswesen erweiterte und wesentlich mit dazu beitrug, das Tarifvertragswesen in der Metallindustrie durchzusetzen, entwickelte sich sein Nachfolger Robert Dißmann zum profiliertesten Gewerkschaftsführer der Jahre nach 1918. Er bewahrte die Einheit des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in jenen Jahren nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, als sich innerhalb der Organisation drei einander bekämpfende Fraktionen gebildet hatten: Sozialdemokraten, Unabhängige Sozialdemokraten und Kommunisten. Dißmanns Werk waren die Betriebsrätezentrale des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, eine Betriebsrätezeitschrift, Abteilungen für Jugendfragen, für Bildung und Wirtschaft. Innerhalb des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Dachorganisation der Freien Gewerkschaften, setzte er sich nachdrücklich für die Verwirklichung des Gedankens der Industriegewerkschaft ein.

Zu den großen Persönlichkeiten, die aus der Metallarbeiterschaft hervorgegangen sind, gehört auch Franz Wieber, der ebenso charaktervolle wie eigenwillige Führer des 1899 gegründeten Christlichen Metallarbeiter-Verbandes. Zusammen mit vielen anderen, die jahrzehntelang an der Spitze ihrer Organisationen standen, gab er ein Beispiel für die Vielfalt der Möglichkeiten und Erscheinungsformen innerhalb einer demokratischen Gewerkschaftsbewegung.

Alwin Brandes und Georg Reichel, 1919 von der Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes neben Dißmann zu gleichberechtigten Vorsitzenden gewählt, gehören in diese Reihe. Sie alle waren großartige Kämpfer und haben ihr Leben der Gewerkschaftsarbeit gewidmet. Sie gingen in ihr auf und wuchsen mit ihr.

Voller Dankbarkeit erinnern wir uns heute ihrer Arbeit. Ihnen sind wir verpflichtet, wenn wir uns um eine glückliche Verbindung zwischen Tradition und Fortschritt bemühen und die Industriegewerkschaft Metall im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution den neuen Verhältnissen anzupassen suchen.

Längst hat die einheitliche Organisation der Arbeitnehmer der Metallwirtschaft, die wir nach 1945 aufbauen durften, und die hervorragenden Anteil an der Festigung und dem Ausbau unserer demokratischen Ordnung hat, ihre Bewährungsprobe bestanden. Höhepunkte ihrer Arbeit waren die erfolgreichen Kämpfe um die Mitbestimmung in der Montanindustrie 1950/51 und der große Streik in der Metallindustrie Schleswig-Holsteins um die Jahreswende 1956/57, mit dem der erste große Schritt zu einer Lohnfortzahlung für Arbeiter im Krankheitsfalle getan wurde.

Im Zeichen des gewerkschaftlichen Aktionsprogramms errang die Industriegewerkschaft Metall bedeutende tarifpolitische Erfolge. Sie konnte die 40-Stunden-Woche durchsetzen und den freien Samstag erkämpfen, die Urlaubsdauer verlängern, ein zusätzliches Urlaubsgeld vereinbaren und die Kaufkraft der Arbeiter und Angestellten mehr als verdoppeln. Zusammen mit den anderen im Deutschen Gewerkschaftsbund vereinten Gewerkschaften trug sie wesentlich mit dazu bei, daß vom Deutschen Bundestag wichtige Sozialgesetze verabschiedet wurden.

Im Verlaufe von 75 Jahren sind Forderungen durchgesetzt worden, von denen 1891 die Gründer des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes nicht einmal zu träumen wagten. Längst stellen die Gewerkschaften einen integrierenden Bestandteil unserer demokratischen Ordnung dar, in der sie mit allen Kräften die soziale Gleichheit ausbauen wollen. Immer deutlicher wird dabei die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in allen Bereichen des Wirtschaftslebens zu einem zentralen Problem demokratischer Wirtschaftsgestaltung.

Im Vertrauen auf unsere Kraft und im Bemühen, Lehren aus der wechselvollen deutschen Geschichte zu ziehen, können wir unseren Blick selbstbewußt in die Zukunft richten.



*Die Mitbestimmung hat sich bewährt.
Das weiß man im
Hüttenwerk Salzgitter genau.
Ein Schmelzer vom Hochofen erzählt:*

”...der Kommissar war machtlos.

Der Kommissar der Besatzungsmacht hatte Panzer, Militärfahrzeuge und Polizei in unser Werk geholt.

Aber wir in Salzgitter wehrten uns gegen die Zerstörung unserer Existenz.

Dreitausendfünfhundert Arbeitnehmer – Stahlwerker und Angestellte, Männer und Frauen – kappten die Zündschnüre, zerrissen die Demontagepläne und setzten sich auf die Fundamente, die in wenigen Minuten in die Luft gesprengt werden sollten.

Das Militär war machtlos.
Wir retteten unser Werk.

Das war die Stunde der Mitbestimmung, damals vor fünfzehn Jahren.

Betriebsräte und Gewerkschafter entwarfen die ersten Pläne für den Aufbau. Heute sind bei uns sieben Hochöfen tätig, ein Stahlwerk und sechs Walzstraßen.

Die Zukunft?
Veränderungen des Marktes?
Man kann nicht alles berechnen. Aber wir haben die Mitbestimmung. Sie bewährt sich in allen Lagen – heute wie vor fünfzehn Jahren.

Mitbestimmung gibt uns mehr Sicherheit.”



Mitbestimmung –
eine Forderung
unserer Zeit

DGB Deutscher
Gewerkschafts
bund

Ein Thema und viele



Marini „Reiter und Pferd“ (1947)

Marini „Reiter und Pferd“ (1950)



Ruhrfestspielausstellung 1966

In Recklinghausen schmückt man sich manchmal mit Begriffen, die dem Laien, für den die Ruhrfestspiele geschaffen wurden, zunächst nichts sagen. Was mag sich z. B. hinter „Polarität – das Appolinische und das Dionysische“, diesem Titel der Ausstellung 1961, verbergen und was hinter „Torso“ von 1964?

In diesem Jahr heißt die Ruhrfestspielausstellung in der Kunsthalle am Hauptbahnhof „Variationen über ein Thema“. Nun, der Inhalt dieser Veranstaltung des DGB ist keineswegs nur für Gelehrte, wie die Überschrift vermuten läßt. Man hat auch an den Kumpel gedacht, sofern er seine Vorurteile zu Hause läßt und sich ganz dem Erleben hingibt.

Museumsdirektor Thomas Grochowiak nannte die diesjährige von ihm veranstaltete Ausstellung ein „Fest für die Augen“. Das stimmt. Denn selten kann man sich dem naiven Schauen, dem Genießen von Kunst so hingeben wie vor diesen „Variationen“.

Man steht vor einer Zeichnung in einer köstlichen Linienführung von Matisse, einen Mädchenkopf darstellend. Gleich daneben eine zweite, ähnliche. Dann eine dritte Zeichnung, und so fort. Immer aus einem anderen Gesichtswinkel vom Künstler gesehen.

Oder man betrachtet das große Ölgemälde von Claude Monet, seine herrlichen Seerosen. Daneben wieder ein Blumenbild dieses französischen Malers. Auf dem dritten und vierten lautet das „Thema“ ähnlich.

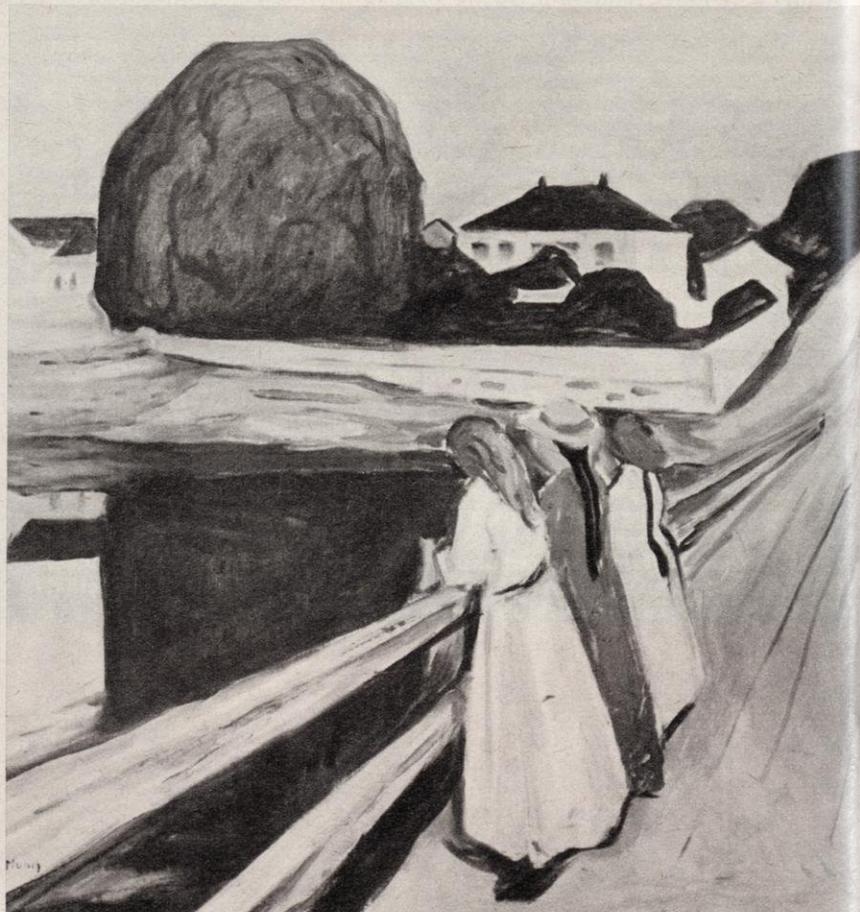
Bei Otto Mueller bedeutet der Leitgedanke hier, das Thema also, „Liebespaar“. Es sind Zigeuner, denen der Maler durch seine Geburt so nahegestanden hat, die er in verschiedenen Bildern zwar nicht belauscht, aber aus seiner künstlerischen Phantasie heraus immer neu gestaltet hat. „Reiter und Pferd“ wurden vom Italiener Marino Marini sowohl in Bronze wie in

Ölfarbe und als Lithographie verwirklicht. Und so weiß der Besucher bald, was die Organisatoren dieser Ausstellung mit dem Wort „Variationen“ – auf deutsch Abweichung, Abwandlung, Abänderung, Abwechslung – gewollt haben. Das Publikum soll erleben, wie ein Künstler ein und dieselbe Landschaft, denselben Menschen, die Blume gezeichnet, modelliert, gemalt hat, und sie erfahren, wie keine Arbeit der anderen gleicht, sondern stets originales Kunstwerk bleibt. Henry Moore, dessen riesiger Koloß in Bronze „Liegende“ vor dem neuen Festspielhaus in Recklinghausen steht, hat den ruhenden Menschen oft als Anregung zu seinen plastischen Gestaltungen genommen, immer neu gesehen, immer neu geformt, bis aus dem Modell Mensch etwas nahezu Abstraktes geworden ist: ein Gleichgewicht von schweren körperhaften Formen und Hohlräumen oder ein Zusammenklang von aufstrebenden Gliedern und ruhenden Gewichten.

Manchmal lassen sich „Variationen“ in der Ausstellung verhältnismäßig schnell begreifen. Bei Antoine Bourdelle heißt das Thema „Beethoven“. Er hat diesen großen Musiker in rund 50 Arbeiten dargestellt, nicht nur in plastischem Material, auch in Öl, Wasserfarbe und in Zeichnungen. Fünf Köpfe in Bronze sind in Recklinghausen ausgestellt.

Auch bei den Landschaftsbildern erkennt man sogleich das Vorbild, etwa bei zwei Gemälden aus den Jahren 1904/06 von Paul Cézanne und bei den Walchenseelandschaften von Lovis Corinth. Schwieriger ist es wohl, wenn sich die jungen Künstler mit dem Thema „Bewegung“ auseinandersetzen. Der 35jährige Düsseldorfer Heinz Mack setzte ein Relief aus Holz, Silberbronze, Glas und Aluminium zusammen und überläßt es dem Betrachter, gehend oder aus verschiedenen Blickrichtungen, diese scheinbare

Edvard Munch „Mädchen auf der Brücke“ (1900)



Möglichkeiten

Bewegung zu finden. Anders der um ein Jahr ältere Günter Uecker aus Mecklenburg, der aus unzähligen Nägeln seine Plastik bastelt, sie rotieren läßt und sie durch effektvolle elektrische Beleuchtung verändert.

Wie die tatsächliche Bewegung auch aussehen kann, hat uns der bekannte amerikanische Künstler Alexander Calder mit seinen „Mobile“ gelehrt. Inzwischen haben auch Laien solche Hängeplastiken aus Blech, Papier, Pappe, Draht, Stroh und ungezählten anderen Materialien gestaltet und sie an der Zimmerdecke befestigt. Die Mobile sind in Deutschland zur Mode geworden, hunderttausendmal von Künstlern und Amateuren kopiert – und variiert.

Der Recklinghauser Ausstellungsstil, d. h. die Gegenüberstellung und das Nebeneinander von Kunstwerken, ist auch diesmal gewahrt worden. Aber es fehlt – zum Unterschied von früher – die alte Kunst. Das ist schade, denn gerade der Vergleich von alter und neuer Kunst führte das breite Publikum behutsam auch zu zunächst unverständlichen modernen Werken. 1966 liegt die Betonung weniger auf dem Lehrhaften, die „Variationen“ sind, wie gesagt, ein Fest der Augen. Dabei hätten es auch in den hinter uns liegenden Jahrhunderten, ja Jahrtausenden genügend Beispiele für diese Ausstellung gegeben. Meinte man, das Publikum sei durch die bisherigen beispielhaften Bildvergleiche genügend geschult worden? Man vergaß wohl, daß z. B. die Jugend stets nachwächst und daher die früheren Ausstellungen und deren schmucke Kataloge (in denen freilich manchmal auch mit Begriffen wie „biblia pauperum“ oder „esoterische Grundprinzipien“ herumgeworfen wird) nicht kennen kann.

Bleiben wir übrigens noch bei „esoterisch“. Das Fremdwörterbuch übersetzt

dies Wort mit „Eingeweihten vorbehalten“. Die Ruhrfestspiele sind sicherlich nicht nur den „Eingeweihten vorbehalten“. Dagegen spricht die nunmehr 20-jährige Vergangenheit der Festspiele – und auch die Ausstellung selbst.

Keine Angst also: die Maler, Zeichner und Bildhauer sprechen eine direkte Sprache. Denn die Ausstellungsleitung hat kostbare Werke aus aller Welt zusammengetragen. Manchmal muß der Betrachter sich allerdings anstrengen, um sie zu verstehen. Aber was schadet das.

Da ist der von russischen Eltern in Chicago geborene Irvin Petlin. Er protestiert gegen Gewalttätigkeit und Armut, gegen Rassenhaß und gegen alle Ungerechtigkeit in der Welt. Solche Bilder bedeuten eine schwerere Kost als ein Stilleben oder ein Blumenstück.

Da ist Ernst Ludwig Kirchner. Er sieht die „Kokotten auf der Straße“, malt sie und mit ihnen das Leben in der Großstadt und noch viel mehr. In einem Brief aus dem Jahre 1916 schreibt dieser vor rund 30 Jahren verstorbene Maler, dessen Werke von den Nazis diffamiert und beschlagnahmt wurden:

„Schwerer als alles andere lastet der Druck des Krieges und die überhandnehmende Oberflächlichkeit. Ich habe immer den Eindruck eines blutigen Karnevals. Man fühlt, daß die Entscheidung in der Luft liegt, und alles geht drunter und drüber. Aufgedunsen schwankt man, um zu arbeiten, wo doch jede Arbeit vergeblich und der Ansturm der Mittelmäßigen alles umreißt. Wie die Kokotten, die ich malte, ist man jetzt selbst. Hingewischt, beim nächsten Male weg...“

Günther Ott



Frischgebacken: Klaus Engels, der neue Jugendsekretär beim Hauptvorstand der ÖTV.

Außerordentlich!

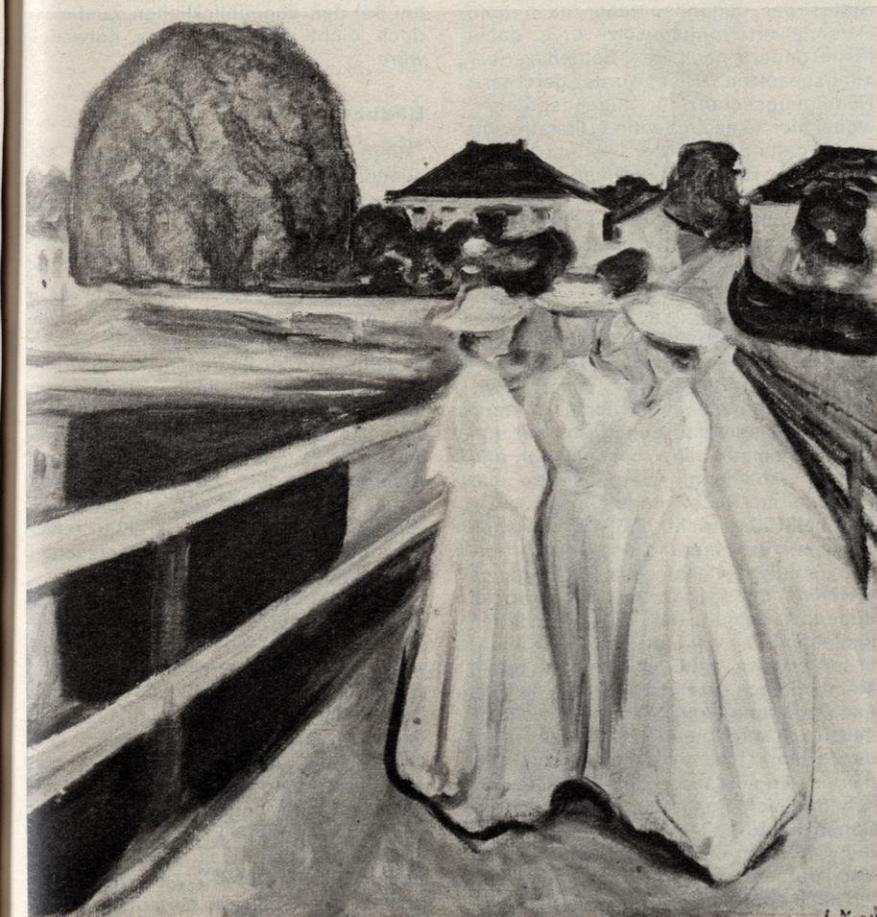
Was die außerordentliche Jugendkonferenz der Gewerkschaft ÖTV in Berlin, zu der 91 Delegierte und zahlreiche Gäste gekommen waren, wirklich außerordentlich machte, war die von Tabus freie Sprache, die hier geführt wurde. Das war auch der Fall bei der Podiumsdiskussion mit dem Thema:

„Grenzen und Möglichkeiten der Wiedervereinigung“

zu dem unter der Gesprächsleitung von Heinz Tiede (Korrespondent der Zeitschrift „Der Spiegel“) Superintendent Dr. Julius Rieger von der Evangelischen Kirche, Prof. Dr. Hudak aus Erlangen (CSU-MdB), Erik Blumenfeld aus Hamburg (CDU-MdL), C. C. Müller (Landesgeschäftsführer der FDP in Berlin) und Egon Bahr (Leiter des Presseinformationsamtes Berlin) ihre Ansichten vertraten. Einigkeit herrschte darüber, daß eine Wiedervereinigung nicht mit Gewalt erfolgen kann und soll. Begrüßt wurde der kommende Redneraustausch der SPD mit der SED. Man war sogar der Meinung, daß nicht genügend miteinander geredet würde, weil sich sonst die Menschen diesseits und jenseits der Zwangsgrenze noch mehr als bisher auseinanderleben würden. Also mehr Gespräche, mehr Toleranz, mehr guten Willen. Und auf diesem Podium war es mehr als die in den letzten Wochen Mode gewordenen Reden von der Anerkennung dessen, daß auch in der DDR manches geleistet worden ist, was sich sehen lassen kann. (Es wird ja nur zu oft und allzugern vergessen, daß die DDR Re-

parationen an die Sowjetunion in hohem Maße gezahlt hat.) Klar waren sich alle Teilnehmer des Gesprächs darüber, daß die Oder-Neiße-Grenze endgültig ist. Die Vertreter der deutschen Politik sollten aufhören den Eindruck zu erwecken, als könnten die Grenzen von 1937 wieder hergestellt werden. Man sprach sich für einen verstärkten Reise- und Fernverkehr aus, wobei insbesondere an Jugendfahrten gedacht wurde, weil sie auf beiden Seiten der Grenze unbelastet sei von den Schrecken der Vergangenheit und deshalb eher zueinander finde. Fragen der Abrüstung wurden angeschnitten und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß im Zuge einer allgemeinen Abrüstung und eines vereinigten Europa, in dem auch die Oststaaten ihren Platz finden sollen, das Klima für eine Wiedervereinigung besser sein würde. Die Hallstein-Doktrin müsse modifiziert werden. Bundesvertriebenenminister Gradl, der vor Beginn des Gesprächs zu den jungen Delegierten sprach, wurde gefragt, was er von einem Minister Seeborn halte, der doch für eine wirklich demokratische Bundesrepublik nicht tragbar sei. Gradl meinte lachend: „Es muß auch solche Käuze geben.“ „Käuze ja“, meinte jemand neben mir, „aber nicht in der Regierung, da haben wir ohnehin schon genug. Aber ihr Gekrächz gefällt uns nicht.“

„Mädchen auf der Brücke“ (1903)





Fotos: Jörg Manthey



Vor Beginn der Konferenz gab es Jazzmusik und Protestsongs. Zwischendurch hatten die Delegierten in vier Arbeitsgemeinschaften über Mitgliederbetreuung und Werbung/Beruf und Betrieb/Bildung und Politik diskutiert. Die Arbeitsergebnisse wurden vorgetragen.

Mitgliederbetreuung und Werbung

„Es ist für uns etwas unbefriedigend, daß wir überhaupt Werbung betreiben müssen auf Grund so weniger Informationen, die uns vorliegen. Wir könnten fast vermuten, daß, wenn wir die Organisation ÖTV einmal durch die Mühle von Organisationsfachleuten drehen würden, man uns empfehlen würde: Haltet doch bloß an mit dem Werben und schließt lieber die Tür mal hinten zu, damit die Fluktuation aufhört.“

„Das ist das eine, was uns etwas unzufrieden macht. Das nächste ist, wir sind in ähnlicher Situation wie ein amerikanischer Geschäftsmann, der einen großen Werbeetat verwaltete und sagte: „Ich weiß genau, die Hälfte der Mittel, die ich für Werbung ausbebe, das ist zum Fenster hinausgeworfenes Geld. Wenn ich bloß mal wüßte, welche Hälfte.“

„Die Werbung sollte schon in den letzten Klassen der Volks- und Mittelschulen beginnen. Wir könnten uns vorstellen, daß in Zusammenarbeit mit dem DGB und insbesondere der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft ein positiver Einfluß auf den sozialkundlichen Unterricht in den Schulabgängerklassen genommen werden könnte.“

Beruf und Betrieb

Konkretisiert in folgenden Forderungen: „1. Ausbildung und Fortbildung, hierbei also zu überprüfen, inwieweit diese Dinge, insbesondere hinsichtlich der Angestellten, tarifvertraglich zu verankern wären, und hier wäre also eine intensive Beschäftigung mit diesem Problem notwendig. Ich weise also darauf hin, daß ja bereits schon die letzte Bundesjugendkonferenz in ihrem Initiativantrag Nr. 3



auf dieses Problem hingewiesen hat. Nr. 2 ist das Jugendrecht. Hier wurde gefordert, und hier sollten wir auch ebenfalls beim DGB wirksam werden, inwieweit das Jugendarbeitsschutzgesetz, Paragraph 45, 2, in die Zwischenuntersuchung fortentwickelt wird, indem man also die entsprechenden Forderungen stellt.

3. Das Kündigungsschutzgesetz, Paragraph 13, 14, wäre also die Herabsetzung der Altersgrenze auf 20 Jahre.

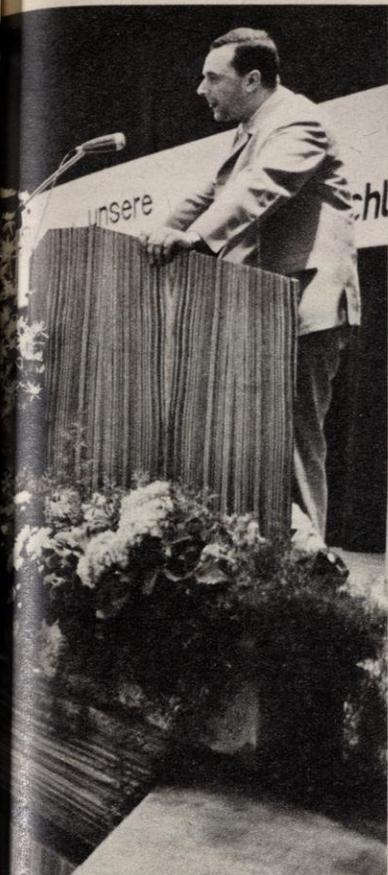
4. Eine Verbesserung der Situation des Status der Jugendsprecher nach dem Personalvertretungsgesetz und dabei insbesondere nach den Betriebsverfassungsgesetzen. Hier wurde gefordert: Kündigungsschutz für Jugendsprecher, wobei hier keine eindeutige Übereinstimmung gefunden wurde, weil eben doch rechtliche Bedenken geltend gemacht wurden.

Die endgültige Teilnahme, die Teilnahme an den Sitzungen, an allen Sitzungen, nicht nur an denen, wo man sich mit Jugendfragen beschäftigt, die Erweiterung der Mitbestimmung, insbesondere hinsichtlich der Ausbildung, und hier sollten also in den gesetzlichen Vorschriften konkretere Anhaltspunkte gesetzt werden, und ich meine, wir sollten also auch im Bundesjugendausschuß uns mit dieser Problematik näher beschäftigen und unsere Abteilung „Betriebsräte- und Personalräte-Recht“ darauf hinweisen. Das heißt aber nicht, daß wir deswegen nur hier Verbesserung der Gesetze fordern, sondern wie ich es schon eingangs erwähnte, daß hier der Kontakt zwischen Jugendsprecher und Gewerkschaften insbesondere viel wesentlicher intensiviert werden sollte, und daß es meiner Meinung nach eine bisher sträfliche Vernachlässigung war, daran liegt wahrscheinlich auch mancher Mangel in der Jugendarbeit, weil hier eben das Verhältnis Jugendsprecher und Gewerkschaften nicht das ist, was es sein sollte. Sehen wir uns einmal die Berufsausbildung in den einzelnen Betrieben und Verwaltungen an. Da muß ich feststellen, ich habe zwar mangelhafte Untersuchun-

gen und mangelhafte Ergebnisse, aber zumindest ist doch festzustellen, daß auch unsere Jugendvertreter sich außerordentlich wenig, jedenfalls nicht so, wie es im Sinne der bestehenden Gesetze wäre, um die Möglichkeiten, die sich ihnen bieten, um die Berufsausbildung bemühen. Das heißt also, daß es zwar kein Berufsausbildungsgesetz gibt, es gibt auch keine tarifvertraglich vereinbarten Berufsbilder oder tariflich vereinbarte Berufsausbildungen, Konzeptionen, aber trotzdem meine ich, daß es immerhin bei den augenblicklichen Zuständen doch nicht das nutzt, was notwendig wäre.“

Bildung

„Hierzu gehören die Bildung der Mitglieder und die der Funktionäre. Aber, und es war interessant, dieses von einem Großteil der Mitarbeiter in der Arbeitsgemeinschaft zu hören, es wurde eindeutig die Forderung aufgestellt, daß nicht nur Mitglieder und Funktionäre in die neuen Funktionen hineinkommen, um sich hier der Bildungsarbeit unserer Organisation zu bedienen, sondern daß das auch gilt für schon in Funktionen befindliche Kolleginnen und Kollegen und vor allen Dingen auch für die Hauptamtlichen. Es kann nicht sein, daß sie immer weiterarbeiten bis zur Erreichung des Ruhealters mit dem, was sie einmal vor zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren mitbekommen haben an gewerkschaftlichem Wissen. Die Zeit geht weiter. Form und Inhalt, wurde gesagt, die Form hier muß endlich einmal klargelegt werden, wo wir hinwollen. Das betrifft sowohl die Form als auch den Inhalt. Man spricht zwar davon, daß die ÖTV einen Stufenplan hat, er ist aber kaum bekannt, und man vermutet, und sicherlich nicht unberechtigt, daß also dieser Stufenplan vor allen Dingen wohl auch der heutigen Zeit nicht mehr angepaßt sein wird. Das heißt, diesen wieder neu zu erarbeiten und festzulegen. Das größte Problem zeigt sich in der Auswahl der Kolleginnen und Kollegen, die entsandt wer-



Es handelt sich bei der Aussöhnung zu den östlichen Nachbarn keineswegs um eine Verbrüderung mit dem politischen System des Kommunismus. Es handelt sich um einen Brückenschlag zwischen den Völkern. Ich glaube, daß wir als Gewerkschaften die besten Garanten der Demokratie sind und daher in diesen Ländern wirken können für die Verständigung und für unsere Position. Ich glaube auch, daß die Vertreter des anderen Teils Deutschlands keine Legitimation haben, das Denken und Fühlen der Arbeitnehmer der Bundesrepublik in irgendwelchen osteuropäischen Ländern mitzuteilen, aber wegen der Abstinenz, die wir in den letzten Jahren in dieser Frage geübt haben, hatten wir nur geringe Wirkungsmöglichkeiten in Osteuropa.

Heinz Kluncker



Heinz Kluncker, Vorsitzender der Gewerkschaft ÖTV



Politik

„Wir sind uns im Arbeitskreis ‚Politik‘ klar darüber geworden, daß wir nicht bei einer Stunde ‚Null‘ beginnen können, Verantwortung zu übernehmen. Wir müssen mit der Vergangenheit, die unser aller Vergangenheit ist, aufrichtig leben. Es darf aber auch nicht dazu kommen, daß wir von den Fehlern unserer Väter verbittert werden.

Das Eintreten für die demokratische Grundordnung bedingt ein Mittun in den demokratischen Trägern unserer Bundesrepublik, sei es in Parteien, Jugendorganisationen oder nicht zuletzt in den Gewerkschaften. Seien wir uns klar darüber, Verantwortung für den Staat, in dem wir leben, kann uns niemand übertragen, aber auch niemand abnehmen. Wir sind verantwortlich dafür, was für uns, was mit uns und was gegen uns geschieht. Hören wir also auf, auf staatliche Verantwortung zu schieben, nehmen wir die Dinge so, wie sie sind oder wie sie nicht sind, mit in die Hand.

Erfolge, soziale Fortschritte müssen erstritten werden, zielstrebig, ausdauernd und wenn nötig durch Kampf. Wir sind aber nicht nur wirtschaftliche Interessenvertreter, wir haben auch einen politischen Auftrag zu erfüllen. Politik ist nicht nur eine Sache der Theorie, sondern vor allem eine der Praxis.

Nur in der Praxis demokratischer Organisationen gewinnt man den richtigen Blickwinkel für politisches Wirken, das heißt, für die ständige Aufgabe, die Verhältnisse dieser Welt so vernünftig wie möglich zu gestalten.

Politische Bildung allein wird uns auch helfen, mit links- oder rechtsradikalen Erscheinungen bei uns fertig zu werden, denn die Rückfälle in die finsterste Vergangenheit sind allein durch politische Bildung heilbar.

Was ich deutlich machen will, ist: Wir müssen uns im eigenen Lande sehr deutlich in der politischen Auseinandersetzung von den braunen Faschisten – aber auch von den Kommunisten – ab-

grenzen, ohne sie wichtiger zu nehmen als sie sind.

Wir müssen fortgesetzt dafür sorgen, daß unsere Bundesrepublik auf allen Gebieten ein freiheitlicher und sozialer Rechtsstaat wird.

Das Verfassungsgebot der freiheitlich-demokratischen und sozialen Grundordnung muß lebendige Verfassungswirklichkeit werden.

Der Arbeitskreis hat sich auch sehr eingehend mit den im Zusammenhang mit der Notstandsgesetzgebung bestehenden Fragen beschäftigt. Es bestand Einmütigkeit darüber, daß an dem Beschluß des letzten DGB-Bundeskongresses nicht ‚herummanipuliert‘ werden darf. Es ist in Berlin entschieden worden.

Wir können aber nicht daran vorbeigehen, daß die im Bundestag vertretenen Parteien eine Notstandsgesetzgebung wollen. Das bedeutet, daß wir uns an der Erörterung von Sachfragen beteiligen müssen, um Einfluß zu nehmen. Wir haben den Auftrag, im Hinblick auf die zu regelnden Rechtsfragen für die von uns zu vertretenden Kollegen – insbesondere bei der Polizei und der Bundeswehr, aber auch in den anderen Bereichen des öffentlichen Dienstes – auf die Gesetzgebung einzuwirken.

Denn es gilt, die demokratische Substanz zu wahren.“

Eine wirklich außerordentliche Jugendkonferenz, die sich durch Freimut und nie erlahmende faire und sachkundige Diskussionen auszeichnete.

Heinz Kluncker ehrte die jungen Kollegen, indem er zum Schluß sagte: Helft uns Älteren mit euren Gedanken, mit euren Vorschlägen und mit eurem jugendlichen Elan.“

Hadobu

den, weil jede Schule gerade ausreicht, um etwa ein Bildungsniveau erst einmal zu begründen und dann wieder darauf beginnen zu können. Aber wenn das soweit ist, ist der Lehrgang, das Seminar vorbei. Auswahl also wesentlich.

Hier war darüber hinaus im weiteren die Frage nach der Beurteilung. Die Beurteilung ist sehr zweifelhaft. Es wurde vorgeschlagen zu prüfen, welche Kriterien auf Grundlage einer Beurteilung sein können, oder ob nicht unter Umständen eine Nurtteilnahmebestätigung ausreicht. Es muß darüber hinaus bekannt gemacht werden, daß eine Beurteilung oder eine Teilnahmebestätigung vorhanden ist und daß man sich als Teilnehmer oder Absolvent einer solchen Internatsschule darüber vergewissern kann, was ist denn nur bei mir in Ordnung gewesen, was muß ich als nächstes tun. Es wurde festgestellt, die Themen müssen mehr konkretisiert werden, und man sollte sich endlich einmal darüber klar werden, daß Themen nicht immer unbedingt umfassend sein müssen, daß der Eindruck entsteht, die gesamte Geschichte innerhalb eines Seminars werde erledigt, sondern hier sollte man ehrlich sein und sich überlegen: ‚Weniger ist meist mehr.‘

Themenpläne sollten bekanntgemacht werden, und es wurde im weiteren gesagt, und ich meine, dieser Punkt ist sehr wesentlich für uns. Und es wurde vorhin vom Kollegen Kluncker erklärt, die ÖTV-Jugend ist Bestandteil der Gewerkschaft und nicht eine Sondergruppe, und wir sind Gewerkschaftsjugend. Das hat aber auch zur Folge, daß wir unsere Bildungsarbeit, und dies wurde sehr stark kritisiert, ausrichten nach den Richtlinien der Landesjugendpläne, sondern daß wir eine Konzeption uns schaffen, auch wenn wir mal kein Geld bekommen aus den Landesjugendplänen.

Denn es gilt unsere Aufgaben zu erfüllen und nicht die der Regierung! Das bedeutet allerdings auch für die ÖTV, daß sie sich darüber im klaren sein muß, daß sie hier nun einmal Geld geben muß. Und dieses Geld wird ja wohl nicht umsonst ausgegeben werden.“

Konturen eines Honigvogels

Erzählung von Josef Reding

Ich geh nach draußen. Das Lametta vom Auto demontieren. Marion und ich können schließlich nicht mit einem Zirkuswagen in die Flitterwochen fahren. Wollt ihr denn heute nacht noch weg, Bernd? Wir haben im Haus Platz genug...

Nein, Schwiegerpapa, wir bleiben beim Plan. Die Koffer sind schon gepackt. Man soll sich nicht gleich im Anfang aus dem Konzept bringen lassen. Nicht wahr, Marion?

Die junge Frau sagte nichts. Sie zupfte Bernd das künstliche Myrtensträußchen am Jackenrevers zurecht.

Also, sagte Bernd jetzt laut, ich bin für ein paar Minuten entschuldigt?

Schwacher Protest der Nähersitzenden. Jemand tat herzhaft enttäuscht, daß mit der angekündigten Flucht des Brautpaares die „außergewöhnlich gemütlige Fête“ schon zu Ende gehen sollte. Auch hatte man etwas gegen das Abtakeln der „fröhlich flatternden Dekoration“. Aber dann gingen die Einwände im Blabla unter: Noch ein Röhrchen Sekt? ... Wissen Sie, die Arrondierung unseres Grundstücks ... Right timing, sage ich immer, lieber Reibert, nur right timing ... Nein, der Schmuck ist von der Urgroßmutter, nur die Fassung mit den Rubinen haben wir bei Hellerroths neu machen lassen - ja, so jung kommen wir nicht mehr ... ich kann Ihnen da 'ne Adresse ...

Als Bernd seiner Marion ein Auge zukniff und zur Tür ging, achtete schon niemand mehr auf ihn. Nur sein Vater. Nach einigen Minuten ging der alte Lykland seinem Sohn nach. Frau Lykland unterbrach das Gespräch mit ihrer Schwiegertochter und machte ihrem Mann ein Zeichen. Er bemerkte oder beachtete es nicht.

Lykland traf seinen Sohn am Auto. Der Junge war nicht erstaunt, daß sein Vater ihm gefolgt war.

Die Stimmen, sagte der alte Lykland. Kannst du noch eine heraushören? Die grelle vom Schwager? Die zähe von Frau Reibert? Die zwitschernde von Mutti? Die belämmerte von Pastor Bodenstedt?

Der Junge lauschte zu Reiberts Villa hinüber.

Hast recht, Vater. Ein Matsch von Tönen. Vielleicht sprechen jetzt alle gleichzeitig. Die Lust am Reden wächst bei solchen Feiern ebenso rasch, wie die Fähigkeit des Zuhörens abnimmt.

Ist das hier etwa deine dritte Hochzeit, Bernd? fragte Lykland belustigt.

Eine reicht mir, Vater.

Der junge Mann hatte diesen Satz unbekümmert gesagt. Dennoch schaute Lykland seinem Sohn forschend ins Gesicht. Das Innenlicht des Autos drang nur matt durch die Scheiben und aus der offenen Wagentür. Und die fahle Helligkeit der kunstgewerblichen Kutschenlaternen, die das Portal des Reibertschen Anwesens flankierten, gelangte nicht über die Rottornhecke zur Karawane der parkenden Automobile am Straßenrand.

Lyklands Blick ließ von dem Jungen ab und wandte sich der gemeinsamen Arbeit zu: Vater und Sohn lösten die Schleierstreifen von den Türgriffen und die Kunstblumengirlanden von der Motorhaube.

Was hältst du vom alten Reibert, Vater? Hab ihn mir schlimmer vorgestellt. Hab gedacht, der Mann hat einen vergoldeten Plastikkeimer als Briefbeschwerer. Mit Plastikkeimern hat er sich schließlich sein Vermögen zusammengescheffelt. Aber auf seinem Schreibtisch habe ich nur die Nachbildung der kleinen Seejungfrau aus Kopenhagen gesehen. Plastik? fragte Bernd. Bronze, sagte Lykland.

Ein Jüngling mit offenem Mantel und schiefstitzendem Strohhut wankte auf die beiden Männer zu. Er rülpste, hob lehrhaft den Zeigefinger und sang im Flüster-ton: Wir sind alle kleine Sünderlein, 's war immer so, 's war immer so ...

Dann ging ihm der Text aus. Er versuchte einen zackigen Abschiedsgruß, Hand am Strohhut, der mit einer „Reserve hat Ruh!“-Banderole beklebt war. Aber die ruckartige Bewegung ließ den Reservi-

dich ein bißchen verherrlicht habe und mich dazu. Ich dachte: mein Sohn ist und bleibt ein Urwalddoktor, ein humanitärer Mythos. Jetzt bist du siebenunddreißig und machst hierzulande eine Normalpraxis auf.

Warum nicht?

Warum nicht, sagte Lykland. Hat Marion es eigentlich schwer gehabt, dich aus dem Urwald zu locken?

Der Junge wickelte seinen Schleierstrei-



sten das Gleichgewicht verlieren. Die beiden Lyklands fingen den Stürzenden auf. Bernd gab ihm einen ermunternden Klaps auf die Schulter und schob ihn einige Schritte voran. Der Betrunkene trollte sich, wobei er seine Kollektivschuld-Bezeichnung von den kleinen Sünderlein wieder aufnahm.

Lykland sagte: Aber ich war schon zufrieden, daß der alte Reibert mir nicht einen Auftrag zuschanzen wollte, „sind doch ein tüchtiger Jebrauchsjrafiker, Lykland. Ham 'n juten Namen. Könnense mir nicht mal 'nen Katalog gestalten, jekonnt und jriffig?“ ... Nein, hat er nicht gesagt, der Plastik-Reibert, dein Schwiegerpapa. Finde ich anständig.

Lykland nuckelte nachdenklich an seinem halbgerauchten Zigarrenstrunk.

Bernd wickelte sich einen der Schleierstreifen wie einen Verband um den Ringfinger.

Und wie gefällt dir Marion, Vater?

Kommt 'n bißchen spät, deine Frage. Aber ich will sie dir trotzdem beantworten. Sie ist selbstsicher. Weiß, was sie will. Als Personalchef einer Kühlschranksfabrik würde ich sie sofort einstellen. Repräsentationsdame für den Großverkauf.

Und als Schwiegertochter?

Ist sie auch bei mir eingestellt. Weil du sie geheiratet hast. Oder - weil sie dich geheiratet hat.

Der Junge lachte. Eifersüchtig, Vater?

Ja. Aber das geschieht mir recht. Du warst schon so lange am Kongo, daß ich

fen wieder vom Finger. Dabei sagte er: Nein. Durch Marion wurde mir nur klar, daß mir die Begabung zum Heroischen fehlt. Das Bedürfnis nach frischen Socken und Zeit zum Lesen und dann und wann einer Theaterpremiere ist bei mir groß. Als ich Marion traf, sah ich in diesem Mädchen alles, was ich entbehrte: Gepflegtheit, Sauberkeit ...

Mit sauber meinst du gewaschen? fragte Lykland.

Na, eben das Kultivierte. Und als sie mich zum erstenmal anlächelte, spürte ich, daß ich noch einiges mehr vorschnell aus meiner Bedarfsliste gestrichen hatte. Ich - ich weiß nicht, ob du mich verstehst, Vater?

Lykland zögerte. Dann sagte er: ich glaube, ja. Was machte Marion eigentlich im afrikanischen Urwald? Touristensafari? Sie besuchte die Wirtschaftsabteilungen der Botschaften. Erkundigungen nach Absatzmöglichkeiten für Plastikzeugnisse auf dem Verbrauchermarkt zwischen Elfenbeinküste und Madagaskar. Fürchterlicher Handelsjargon, sagte Lykland.

Hab ich von Marion. War der erste Satz, den ich von ihr hörte.

Hat sie wenigstens Erfolg gehabt?

Bei mir? Ja. Und bei den Plastik-Abnehmern auch. Schließlich hat sie beim alten Reibert gelernt. Seit ihrem Handelsbesuch wird mit ganzen Armeen von Plastik-eimer-Besitzern das Wasser aus afrikanischen Brunnen geschöpft.

Respekt, sagte Lykland. Ich sehe schon

Plastikdenkmäler von Marion auf jedem Tam-Tam-Platz des Schwarzen Erdteiles. Denkmäler eher vom alten Reibert. Da Boß heimst meistens den Ruhm ein, seinen Handlanger.

Wie geht es denn jetzt weiter, Junge? fragte Lykland. Trittst du in Reiberts Plastikfabrik ein? Als Teilhaber?

Lykland spürte, wie seiner Stimme die leichte Ironie verlorenging, die bisher das Gespräch mit seinem Sohn bestimmt

hatte. Da er nicht in den mißlichen Tonfall des väterlichen Mahners geraten wollte, brummte er: ach, Schwamm drüber.

Bernd fragte: Und wie geht es mit dir weiter?

Lykland hatte nicht erwartet, seine Frage wie einen Bumerang zurückzubekommen. Er knipste das feuchte Zigarrenmundstück unter den Wagen.

Wie soll's weitergehen, Junge? Für einen Gebrauchsgrafiker, der sein Metier kennt, gibt es heutzutage reichlich Aufträge. Auch interessieren sich neuerdings Privatleute für meine Ölbilder, seitdem die Stadtverwaltung einige von mir angekauft hat, zur Anhebung des Arbeitsklimas in den Büroräumen des Rathauses, so hieß es jedenfalls in der Ansprache des Oberbürgermeisters. Du weißt ja, ab und zu nehme ich die Staffelei und ... Ich frage nicht: wie steht es, Vater. Sondern: wie geht es weiter?

Lykland trat näher an seinen Sohn heran. Was willst du groß hören? Meine Gedanken zur Zukunft? Die würden dich auf deiner Hochzeitsreise stören wie nasse Handtücher im Koffer.

Nachtwind kam auf. Die beiden Männer merkten, daß sie keine Mäntel anhatten. An Reiberts Haustür Stimmengewirr. Ein Rudel Gäste verabschiedete sich. Ich muß zu Marion zurück, sagte Bernd. Kommst du mit ins Haus? Ich bleibe noch eine Zigarillo-Länge. Dann bis gleich, Vater. Bis gleich.

Bernd schlug die Wagentür zu. Sofort war das Auto mit Dunkelheit angefüllt. Der alte Lykland zog eine kleine Zigarre aus einem Etui. Er drückte sie zurecht und zündete sie an. Dann schlenderte er rauchend den Bürgersteig entlang. Noch ist es Zeit, dachte Lykland. Hohe Zeit allerdings. Noch könnte ich den Honigvogel fangen.

Lykland erschrak. Er merkte, daß er laut gesprochen hatte. Sich umdrehend, sah er nichts, hörte aber schnelle, unregelmäßige Schritte. Er kannte den Gang: seine Frau.

Lykland wartete, bis sich ihre Gestalt aus der Nacht schälte. Vilma hat ihren Mantel an, dachte er beruhigt. Auf dem Arm trägt sie noch einen. Es ist mein Trenchcoat.

Jan, du wirst dich erkälten. Erst die überheizten Räume bei Reiberts. Und getanzt hast du auch ein paarmal. Jetzt die Kälte...

Dank dir, Vilma, sagte Lykland. Er legte sich den Mantel locker um die Schultern. Die Ärmel hingen leer herunter. Der Gürtel schlackerte.

Bernd sah nachdenklich aus, als er zurückkam.

Wir haben ein bißchen Unsinn geredet, geflächst, Mutter. Wie Jungen, die gleichzeitig Lokomotivführer und Landesväter werden wollen.

Die Frau umfaßte das Handgelenk ihres Mannes. Der Trenchcoat begann von der Schulter zu rutschen. Sie ließ die Hand wieder los. Das Paar ging langsam den Weg zu Reiberts Villa zurück.

Lykland sagte: aber einige Körnchen Ernst waren schon in unserem Gerede, Vilma. Bernd hat mich nach meiner Zukunft gefragt.

Die Frau lächelte. Lykland sah es nicht. Er wußte es.

Und was hast du ihm geantwortet, fragte sie.

Daß meine Zukunftspläne unbequem sind.

Unbequem? Für wen?

Für dich, Vilma. Aber das habe ich Bernd nicht mehr gesagt. Das sage ich nur dir. Vilma, ich bitte dich um Urlaub. Um einen langen Urlaub.

Die Frau zupfte ihren Mann sacht am Ohrfläppchen. Jan, wach auf! rief sie mit gespielter Munterkeit.

Lykland drückte ihre Hand zur Hüfte zurück. Nein Vilma. Ich bitte dich, fortgehen zu dürfen, für ein Jahr, vielleicht für mehrere...

Jan, was ist denn?

Die Frau versuchte jetzt nicht mehr, die Angst aus ihrer Stimme herauszuhalten. Sie sprach jetzt wie zu einem Kranken. Jan, die Hochzeit und das Drum und Dran haben dich aufgeregt. Darum sagst du jetzt Dinge, die du morgen früh schon...

Ich brauche die Zeit, Vilma, sagte Lykland. Ich brauche die Zeit für den... für den Honigvogel.

Die Frau wartete geduldig.

Als Bernd geboren wurde, sagte Lykland, vor siebenunddreißig Jahren, fing etwas Neues an. Und wenn etwas Neues anfängt, hört etwas anderes auf. Ich brach damals das Studium an der Kunstakademie ab. Wollte Geld verdienen. Mußte es. Für uns. Machte Plakate für Schützenfeste. Umschläge für religiöse Traktäthen. Zeichnungen für Lesebücher. Manchmal hab ich das alles gern getan. War eine merkwürdige Selbstbestätigung, wenn sich eine Grafik von mir in einen Schrank für uns verwandelte oder in Bernd's Kinderbett oder in ein Paar Schuhe für dich. Aber dieses Gefühl dauerte nur solange an, wie der Schrank und das Bett und die Schuhe hielten.



Jedenfalls nicht bis heute. Wenn ich an den Honigvogel denke, schäme ich mich. Autoscheinwerfer grellten über die beiden Menschen auf dem Bürgersteig hin, rissen ihre Lichtsäulen wieder zur Seite, in eine Kurve hinein. Lykland horchte dem Gesumm des Wagens nach.

Wer ist das, Honigvogel? fragte die Frau zögernd. Ist das ein Kosenamen? Für eine - eine Jüngere als ich?

Lykland lachte auf. Das wäre zu einfach, sagte er. Der Honigvogel, den ich meine, ist ein Kolibri. Ein walnußgroßes Geschöpf aus Flaum und Farbe. Lennartz, unser Professor in der Malereiklasse, hatte ihn mitgebracht. Wir sollten an diesem Kolibri lernen, wie man Umriss zeichnet. Ist nicht leicht, so ein winziges Wesen in den Konturen auf Anhieb richtig hinzukriegen. Der Honigvogel von Professor Lennartz hatte nadelfeine Haubenfedern, einen anmutig ausgefächerten Schwanz, einen Schnabel, der wie ein kleiner Bogen federnde Spannung hatte. Vor allem: er hielt kaum still, der kleine Gast aus Guatemala. Im großen Glaskäfig flatterte er her und hin. Meistens sah man nicht mehr als einen viel-farbenen Tupper. Wir mußten viel Geduld aufbringen. Als das halbe Semester vorüber war, hatte es noch keiner von uns geschafft, die Silhouette des Honigvogels so auf den Skizzenblock zu bringen, daß Lennartz damit zufrieden war.

Ist es dir gelungen, später? fragte die Frau. Nie, sagte Lykland. Wir, du und ich, waren damals schon zusammen. Bernd kam. Wir heirateten. Ich meldete mich bei Professor Lennartz ab. Lennartz sagte: Schade. Sie sind einer von den zwei, drei Schülern, die den Honigvogel gefangen hätten. Sie haben bisher nur den Fehler gemacht, den Kolibri richtig malen zu wollen, anatomisch richtig. Das ist falsch. Sie hätten dem Schwirren nachgehen müssen, dem hüpfenden Bunt... Na ja, alles Gute für Sie, Lykland. Und wenn Sie mal beim Lennartz zu Ende lernen wollen, dann kommen Sie wieder. Einen Honigvogel kriege ich alle Jahre; ein guatemaltekischer Freund schickt mir diese Spezies, gefangen in den Bergdschungeln bei Chichicastenango. Aber einen Schüler wie Sie, Lykland, den kann man sich nicht nachbestellen.

Die Frau drückte den Mantelkragen hoch und hielt ihn am Kehlkopf zusammen. Lebt dieser Professor Lennartz noch? fragte sie.

Ja, er lebt noch. Damals wurde er von den neuen Kunstkennern als „entarteter Kleckser“ eingestuft; seine These, daß Anatomie und Kunst einander nicht bedingen, regte die frischgebackenen Kunstwerke auf. Lennartz wurde ausgebürgert. Er ging dahin, wo seine Honigvögel herkommen. Jetzt lebt er in Paris. Vor kurzem fand ich eine Zeitungsnotiz über ihn, zu seinem Fünfundsiebzigsten.

Du willst zu ihm? fragte die Frau.

Wenn du mich gehen läßt, sagte Lykland. Solange Bernd noch im afrikanischen Urwald war, dachte ich selten an den Honigvogel. Der Junge war an meine Stelle getreten. Was ich damals mit Kohlestift und Pinsel versucht hatte, würde ihm vielleicht mit Stethoskop und Skalpell gelingen, dachte ich.

Das Zeichnen des Honigvogels? fragte die Frau.

Mehr, sagte Lykland. Das Wahrhaben eines Traums. Aber Bernd hat mich wieder auf die Suche nach dem Honigvogel geschickt. Er hat zu früh aufgegeben. Bernd ist glücklich, sagte die Frau. Noch, sagte Lykland.

Illustrationen: Joachim Braatz

Wo sind die alten Lieder geblieben?

Vor dem „Gammlertreffen auf der Burg Waldeck“ hatte kurz vorher eine Wochenzeitung gewarnt. Kam man dieser Art vorbereitet in dem herrlich gelegenen, einsamen Fleckchen des Hunsrücks an, so war man auf alles Mögliche gefaßt. Nicht aber darauf, dort ein Publikum zu finden, das scharf zwischen ver-gammelter Pop-Musik und künstlerischem Engagement zu unterscheiden weiß. Dort Sänger zu finden, die im Ausland zu den berühmtesten ihres Genres zählen. Dort Leute zu treffen, mit deren Intellekt es nur wenige ihrer Generation aufnehmen können.

Nun, man hatte das natürlich schon vorher gewußt. Sonst wäre man auf jene Flüsterpropaganda hereingefallen, die letzten Endes nur eins versuchte, eine Sache unter Kontrolle zu bekommen, vor deren Resultaten man sich fürchtet. Es gelang nicht. Vielmehr erlebte die Burg Waldeck in diesem Jahr mit ihrem dritten Festival „Chanson Folklore International“ solch einen Publikumserfolg, daß die Kapazität, organisatorisch zumindest, ihre Grenze fand. War man als „Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck“ 1963 beim erstenmal noch mit 500 Teilnehmern „unter sich“, so zählte man diesmal das Fünffache.

Wie aber war das künstlerische Ergebnis dieses Jahres? Und wie – so darf man fragen, weil in Waldeck versammelt war, was Rang und Namen hat – sieht die speziell deutsche Situation der Folklore und des Chansons aus?

Das künstlerische Resultat war verblüffend gut. Es überzeugte allerdings vor allem durch die Hilfe der zahlreichen ausländischen Gäste. So wußte sich der belgische Chansonier Julos Beaucarne mit seinen französischsprachigen Chansons als einer der kommenden Stars zu empfehlen, zudem – wenn man ihn mit dem erstmals in Deutschland auftretenden französischen Kollegen, dem berühmten Paul Villaz vergleicht – durch seine Ernsthaftigkeit und seine überzeugende künstlerische Gestaltung gegenüber dessen zwar souveräner, aber zugleich wiederum oberflächlichen Komik einer der wenigen Chansonniers, deren Texte an der Realität unserer Zeit orientiert bleiben.

Man muß schon zu Prädikaten wie großartig, herrlich und schön greifen, um annähernd nur die Leistung zweier ausländischer Sängerinnen zu schildern. Aviva Semadar, die israelische Sängerin und mittlerweile zum gefragten Weltstar avanciert, weiß sich jeder bloß konsumhaften Popularisierung zu erwehren. Ja, ihr gelingt es sogar, ein banales Jodeln durch ihre Stimmkraft so herrlich aufzuputzen, daß jeder der Faszination erliegt.

Ebenfalls die zweite Sängerin kann gestrost „Weltstar“ genannt werden, auch wenn sie bei uns bislang noch nicht so bekannt ist. Hedy West gehört zu den drei bedeutendsten amerikanischen Folk-Sängerinnen. Im Gegensatz zu Joan Baez ist ihre Stimme härter artikuliert, weniger lyrisch-versonnen. Dennoch bleibt sie so geschmeidig, daß sie sich in ein faszinierendes Gleiten einfügt, so hart, daß sie jeder Sentimentalität entgeht.

Auch das deutsche Lied – will man so ganz allgemein charakterisieren, was es auf der Waldeck zu hören gab – fand akzeptable Interpreten. Wolfram sang Lieder zur Laute, Drehleier und Theorbe.

Susanne Tremper aus Berlin gelang es, deutschen Volksliedern mit Hilfe einer folksongartigen Neueinrichtung neuen Reiz abzugewinnen. Christopher Stählin und Michael Wachsmann – mit den Frankfurter Namensbrüdern nicht zu verwechseln – stellten barocke Lieder vor, die sie irgendwo ausgegraben und nun neu eingerichtet haben. Michael Wachsmanns hohe Stimme gewann eine Stilreinheit, die bei aller Distanziertheit den Zuhörern ein neues, weithin unbekanntes Reich erschloß.

Situation ihres Landes bedingt – an den Leitmotiven Gerechtigkeit und Freiheit. Zugleich aber waren ihre Lieder von resignierender Klage gestimmt, mit Hoffnungsfunken ab und zu aufgelichtet: „Ich will nicht schweigen... Ich will alles sagen.“

Anders geht Fausto Amadeo, einer der bekanntesten italienischen Sänger vor, der seinen Protest einmal am gesellschaftlichen Detail fixiert, zugleich aber diese Sammlung von Details in poetische Bilder unerhörten Reizes kleidet. An sei-

Dabei gibt es nur eine Schwierigkeit. Entweder er setzt sich radikal von der Gesellschaft ab, wie es manche Songs der Ostermarsch-Bewegung demonstrierten, oder er hat sich in einer vielfältigen, kaum noch zu überschauenden Gesellschaft an Einzelheiten hieb- und stichfest zu bewähren. Das allerdings bedarf nicht nur künstlerischer Aussagekraft, sondern auch eines tiefen Wissens. Und gerade an dieser Stelle scheinen mir die jungen Leute manchmal überfordert, die deutsche Protestsongs produzieren. Gar zu kompliziert ist die Situation unserer heutigen Gesellschaft, als daß man sie mit einem groben Axthieb zerspalten könnte. Provokation jedoch hat gezielt zu sein. Sucht man Beispiele, so sollte man Fausto Amadeos Texte studieren. Noch einige Worte zum Waldecker Festival speziell. Dieses Jahr hat mit seinem Publikumserfolg – das haben die Veranstalter gesehen – eine Zäsur gebracht. Um es im Griff zu behalten, hat man ein Festival strenger zu strukturieren, sein Konzept zu differenzieren. Dabei scheinen mir zweierlei Richtungen wesentlich. Einmal sollte man gerade dem engagierten Lied einen offenen Raum lassen. Mag auch die Idyllik der Waldeck und eine andächtig hörende und klatschende Gemeinde den Sänger nicht gerade zum Protest und zur Agitation reizen, dennoch sollte man diesen Weg nicht durch Vorurteile verbauen.

Die andere Richtung wurde bereits in den abschließenden Diskussionen entschlossen angepeilt. Was bislang in „Werkstätten“, wo die Künstler über ihre Arbeit berichteten, stattfand, sollte nun erweitert werden zu intensiver Tätigkeit in Arbeitskreisen, die sich bestimmten Themen widmen, beispielsweise einer Geschichte des deutschen Chansons oder den Stilen des amerikanischen Folksongs. Damit würde stärker der Arbeitscharakter dieses beinahe eine Woche dauernden Festivals unterstrichen, würden eventuelle „Gammer“ allein schon wegen des Niveaufalles fortbleiben, und könnte man noch deutlicher auf den musischen Bildungswert dieses Treffens hinweisen. Denn wenn Bildung auch bedeutet, daß hier jeder viel lernt und damit seinen Horizont entscheidend erweitert, ist das Waldecker Festival dazu auf dem rechten Weg.

Allerdings muß es diesen Weg allein beschreiten, angewiesen auf knauserige Fernsehonorare und die Eintrittsgelder der Besucher. Daß das nicht ausreicht, liegt auf der Hand. Andererseits aber besteht der Veranstalter aus einem Kreis von Studenten, die hier idealistisch ihre Zeit opfern und nicht einmal so viel Geld zur Verfügung haben, einen eigenen Geschäftsführer zu engagieren. – Man sollte meinen, daß angesichts dieses großen Erfolges, vor allem auch in publizistischer Hinsicht, den zuständigen Zuschußverwaltern die Augen aufgingen, hier eine Sache zu fördern, deren Bildungswert mit den herkömmlichen Jugendverbandformen – wie darf man diese Gegenüberstellung nur wagen – nicht im geringsten zu vergleichen ist. Irgendwann sollte man merken, wo heute die Jugend ist, die es in einer Demokratie zu fördern gilt.

Rolf-Ulrich Kaiser

Die alten Lieder

**Wo sind eure Lieder,
eure alten Lieder?
Fragen, die aus andren Ländern,
wenn man um Kamine sitzt,
mattgetanzt und leergesprochen,
und das Highlife-Spiel ausschwitzt.**

**Ja, wo sind die Lieder,
unsre alten Lieder?
Nicht für'n Heller oder Batzen
mag Feinsliebchen barfuß ziehn,
und kein schriller Schrei nach Norden
will aus einer Kehle fliehn.**

**Tot sind unsre Lieder,
unsre alten Lieder.
Lehrer haben sie zerbissen,
Kurzbehoste sie verklampft,
braune Horden totgeschrien,
Stiefel in den Dreck gestampft.**

**Tot sind unsre Lieder,
unsre alten Lieder.**

**Verfasser des Songs Franz-Josef Degenhardt,
der ihn auf Burg Waldeck vortrug.**

Der einzige deutsche Sänger jedoch, der akzeptable engagierte Lieder vorstellte, Franz Josef Degenhardt, hat einen so eigenen Stil, daß man ihn nicht mit den gewohnten Protest- oder Folksongs vergleichen kann. Seine Stücke zielen eher auf Kleinkunst und Kabarett, vielleicht auch auf das Chanson, als auf das engagierte Lied – etwa zum Mitsingen. Solche Lieder – so schien es – gibt es in Deutschland noch nicht.

Gewiß, Protest- und Problemsongs konnte man viele hören. Aber sie hatten jeweils ihr Handicap. Zumeist scheiterten sie bereits an dem unzureichenden Text. Mag das Kind eines jungen Paares auch ungewollt sein, es nun „Kopulationsprodukt“ zu nennen, wie ein Berliner Primaner meinte, verhindert jede weitere Diskussion. Das größte Manko dieser deutschen Protestsongs war, daß sie es nicht verstanden, die beschriebene Misere nicht bloß beim Namen zu nennen und in der Welt zu plakatieren, sondern sie in poetische Bilder zu kleiden, sie in eine künstlerische Form zu fassen, um somit dem Zuhörer „unter die Haut“ zu gehen. Wie man es macht, demonstrierten drei ausländische Gäste. Die katalanischen Sänger José Suarez und Juan Esteller orientierten ihren Protest – durch die Si-

nen Liedern wird der Protest innerhalb eines demokratischen Landes vorexerziert, wo es nicht mehr um die große Geste und das große Pathos geht, sondern um die Bewahrung am Alltäglichen, am einzelnen.

Allerdings verließ man den Rahmen der Objektivität, vermeldete man nicht, daß gerade in Waldeck – angesichts mancher verheerend mißglückter deutscher Protest-Beispiele – dem reinen Protestsong zuweilen die Lebensberechtigung gar abgesprochen wurde. Wie ich meine, zu Unrecht.

In einem Gespräch wehrte sich Aviva Semadar von vornherein gegen eine Klassifizierung eines Teils der Folklore als „Protestsong“. Solche Songs würden niemals künstlerischen Ansprüchen genügen. Vielmehr, so meinte sie, „kann auch ein Liebeslied Protest sein“.

Gewißlich ist das möglich. Doch heißt dieser Satz keineswegs, daß nun jedes Liebeslied an sich schon Protest ist. Es kann – und das ist die Regel – auf dieses Genre bezogen, allzu belanglos bleiben. Ich glaube, der Protestsong hat zwar kaum eigene Gesetze – er wird sich verschiedener Stile bedienen –, aber als eine Art Lebenseinstellung hat er in unserer Zeit seine Aussage.

...alle Scheiben im Schrank?

Was machen die Jazzgrößen der letzten Jahrzehnte zur Zeit, während die Beat- und Folklore-Wellen den Schallplattenmarkt immer neu überschwemmen? -

Sie jassen wie eh und je, auch wenn unser Schallplattenangebot in Deutschland das nicht erkennen läßt. Die Oldtime-Bands haben nach wie vor Saison. Ihr braucht nur bei Tanzpartys zu beobachten, wie gut beim Publikum alte Dixieland-Nummern ankommen, dann werdet ihr das sofort bestätigen.

Die Gefolgschaft der extrem modernen Jazzmusiker ist - wenigstens in Deutschland - stets klein geblieben. In den Staaten und in Paris freilich finden sie nach wie vor begeisterte Zuhörer. Und wenn Friedrich Gulda in Wien und Hans Geertberg beim Jazzworkshop der Recklinghäuser Ruhrfestspiele qualifizierte Leute brauchen, dann greifen sie auf diese modernen Musiker wie Herb Geller, Freddie Hubbard oder Sahib Shibab zurück, die allein solch hohen musikalischen Anforderungen gewachsen sind. Neue Scheiben von diesen Modernisten sind jedoch zur Zeit bei uns seltene Ware, und ihr müßt schon auf die Importdienste zurückgreifen, wenn ihr vollständig über das Neueste unterrichtet sein wollt. Denn die meisten großen deutschen Schallplattenfirmen bringen nur „Gemäßigtes“ von den großen Jazzern.

So hat die Capitol eine neue LP des berühmten Bop-Pianisten George Shearing mit einer Streichergruppe hinterlegen lassen: „George Shearing - Here and now!“ (SMK 84042). Nun hatte Shearing schon vor 1950 einen „Sound“, eine „Klang-Masche“, entwickelt, mit der er ein breiteres Publikum anzusprechen vermochte, als üblicherweise für modernen Jazz zu finden ist. Diesmal geht er noch einen Schritt weiter. Er musiziert für alle, die zu bestimmten Stunden einschmeichelnde Musik wünschen. (Wie wenige können sich schon von solchen schwachen Stunden freisprechen.) Dafür ist diese LP genau das Richtige: rhythmisch-beschwingte, eingängige Melodien, dazu eine raffiniert ausgesteuerte, silbrig klingende Streichergruppe im Hintergrund. So etwas verschönert jede dezente Zweisamkeit. Und nur wer genau zuhört, merkt, wie geschmackvoll Shearing jedem kitschigen Klang ausweicht und wie gekonnt - an einigen Stellen sogar gewagt - seine eingestreuten Solo-Improvisationen sind.

Auch der Bigband-Leiter Nr. 1, Duke Ellington, der noch vor zwei Jahren mit „Afro-Bossa“ eine seiner aggressivsten LP seines Lebens herausbrachte, hat sich mit der Reprise-LP „Ellington '65“ (RS - 6122) einem breiteren Publikum zugewendet. Seine Konzessionen an den Geschmack der Menge bleiben freilich durchaus maßvoll. Sie bestehen zunächst einmal darin, daß er keine eigenen Kompositionen spielt, sondern Schlager der letzten Jahre, dazu meist solche mit ruhigem Tempo. Außerdem sind die Originalmelodien - wenigstens anfangs - eindeutig zu erkennen. Aber keinen Augenblick bleibt ein Zweifel daran, daß da wirklich Ellingtons Orchester spielt. Dafür sorgen schon die Solisten, vor allem Altiist Johnny Hodges, wenn er zum Beispiel der Melodie von „The second time around“ eine sehr weiche, aber eindringliche Bluesfärbung gibt, oder Trompeter Cootie Williams, der dem Thema von

„Fly me to the moon“ strahlende Härte schenkt. Und es fehlen auf dieser LP auch nicht rollende Swing-Rhythmen wie in „Hello, Dolly“, heiße Orchestersätze und Improvisationen wie in „Danke schön“ und Wa-Wa-Effekte typischer Ellington-Prägung wie in „Blowin' in the wind“. Auch wenn Ellington Konzessionen macht, bleibt er er selber, auch dann bleiben seine Scheiben großartige Musik.

Daß die Namhaften der Jazz-Szene übrigens nach wie vor anspruchsvollen und oft kompromißlosen Jazz auch vor den Mikrofonen beweist die Philips-LP 632092 BL aus der twen-Serie (Nr.35): „Die Jazz Szene 65“ (die allerdings auch Aufnahmen aus früheren Jahren enthält). Diese Szene ist vielschichtig, obwohl nur mit einer geringen Musikerzahl besetzt. Von einer Ausnahme abgesehen, herrschen die kleinen Gruppen vor. Da spielt Ben Webster mit einem Quartett einen dezent stilisierten Satz aus Ellingtons „Queen Elizabeth Suite“, da musiziert dieser selbst zusammen mit Coleman Hawkins hervorragend seine „Solitude“. Über modern angehauchte Swingmusik, von der eine Menge und meist Gutes geboten wird, steigert sich die Platte zu Coltranes heiterem „Big Nick“ und - vor allem - zu Mingus' „Freedom“, einer eindringlich gestalteten musikalischen Anklage gegen alle, die die Freiheit bekämpfen. Schon allein um dieses Stückes willen lohnte sich der Kauf.

Überhaupt wird auf den Marken des Philips-Konzerns nach wie vor gute Jazzmusik angeboten. So stellt die LP „Dinah!“ (Fontana 883275 JCY) die großartige Dinah Washington vor, eine Sängerin, die sich in der Qualität durchaus mit Ella Fitzgerald und Sarah Vaughan messen kann. Besonders erfreulich ist dabei auch die Begleitung: auf der einen Seite teils eine Jam-Session-artige Besetzung mit dem überragenden Trompeter Clifford Brown und anderen Spitzenmusikern, teils das dezente Junior-Mance-Trio, auf der Rückseite eine All-Star-Gruppe, wie sie selten auf Platten vereinigt ist und die noch dazu ausgefeilte Quincy-Jones-Arrangements spielt. Darüber schwebt, manchmal hart aufschreiend, dann wieder weich oder blueshaft die Stimme Dinah Washingtons, die in vielem an Billie Holiday erinnert. Ihr „Make the man love me“ auf dieser preisgünstigen LP aus den „Jazz-Club-Series“ von Fontana ist für mich eine der ausdrucksvollsten Jazzgesang-Aufnahmen, die ich je gehört habe.

Wer sich zum Schluß einen einfallreichen Spaß gönnen möchte, dem sei die Parlophone-Single R 5393 empfohlen, auf der Englands berühmter Filmkomiker Peter Sellers die Beatles auf die Schippe nimmt. „A hard day's night“ wird dabei in Wort und Musik auf Heimatgefühle zurückgeführt, „Help!“ in die Predigt eines anglikanischen Pfarrers verwandelt, der schließlich seinen Kirchen-Beatle auffordert, die Kollekte einzusammeln. Und wenn das Geld im Beutel klingt, dann endet Peter Sellers und - für heute - auch

Euer Meggs



Jugend der NGG in Mannheim

Ingrid, 16 Jahre jung, war die jüngste der 84 stimmberechtigten Delegierten, die auf der 5. ordentlichen Jugendkonferenz der Gewerkschaft Nahrungsgenuß-Gaststätten die Interessen ihrer 25000 jungen Kolleginnen und Kollegen vertraten.

Es war heiß in Mannheim. Subtropisch im Tagungssaal, wo Uwe Temme, der Vertreter der Jugendinteressen beim Hauptvorstand der Gewerkschaft, die Konferenz im Beisein zahlreicher Gäste eröffnete. Helmut Neukirch überbrachte die Grüße des DGB-Vorstandes, Vertreter aus Kommune, Parteien und dem Arbeitsministerium sparten nicht mit ihren guten Wünschen.

Die Bedeutung dieser Konferenz wurde durch die Anwesenheit des Geschäftsführenden Hauptvorstandes, der NGG-Landesvorsitzenden, zahlreicher Sachbearbeiter der Hauptverwaltung, von Mitgliedern des Tarifarbeitskreises und ausländischer Bruderorganisationen unterstrichen. Die feierliche Umrahmung der Eröffnung erfolgte durch den Jugendchor unserer NGG-Gewerkschaftsjugend Mannheim; unterstützt von der Solistin Frau Ahsbahs, vormals Nationaltheater Mannheim. Herbert Stadelmaier, 2. Vorsitzender der NGG, sprach Worte zum „Tag der Deutschen Einheit“.

Jugendarbeit im Wandel

Die Jugendarbeit der NGG hat sich weiter verlagert, berichtete Uwe Temme in seinen Erläuterungen zum Geschäftsbericht. Zur Zeit bestehen im Bundesgebiet 45 NGG-Jugendgruppen. Die Schulungs- und Bildungsarbeit wurde weiter ausgebaut und intensiviert. Wir bemühen uns, die jungen Menschen

zu bewußt handelnden, politischen Staatsbürgern zu formen. Die Betriebsjugendvertreterwahlen wurden in 152 Firmen unseres Organisationsbereiches durchgeführt. Wir fordern immer noch mit Nachdruck, daß der Kündigungsschutz auch auf die gewählten Jugendvertreter ausgedehnt wird.

Die erfolgreiche Tarifpolitik unserer NGG brachte auch der Jugend zahlreiche Verbesserungen. Die Lehrlingsvergütungen wurden teilweise erheblich erhöht. Das Jugendarbeitsschutzgesetz muß verbessert werden. Das betrifft vor allem die Bestimmungen zur Verpflichtung einer Nachuntersuchung und die Strafbestimmungen bei Arbeitszeitüberschreitungen. Die Nichteinhaltung des Verbots der Akkord- und Fließbandarbeit muß ebenfalls schärfstens geahndet werden.

Ein einheitliches, modernes, auf die Zukunft ausgerichtetes Berufsausbildungsgesetz ist eine unserer Forderungen, der vom Gesetzgeber noch nicht entsprochen wurde. Die Ausbildungsförderung und die Ausbildungsbeihilfen sind auch noch nicht unseren Vorstellungen entsprechend geregelt. Unsere internationale Jugendarbeit hat sich weiter positiv entwickelt. Das Jugendcamp in Oberjosbach wurde zu einem Treffpunkt der Lebensmittelarbeiterjugend Europas ausgebaut. Vorerst nur aus Westeuropa. Es bleibt zu hoffen, daß sich das bald ändert.

5. GEWERKSCHAFTS- JUGEND- KONFERENZ



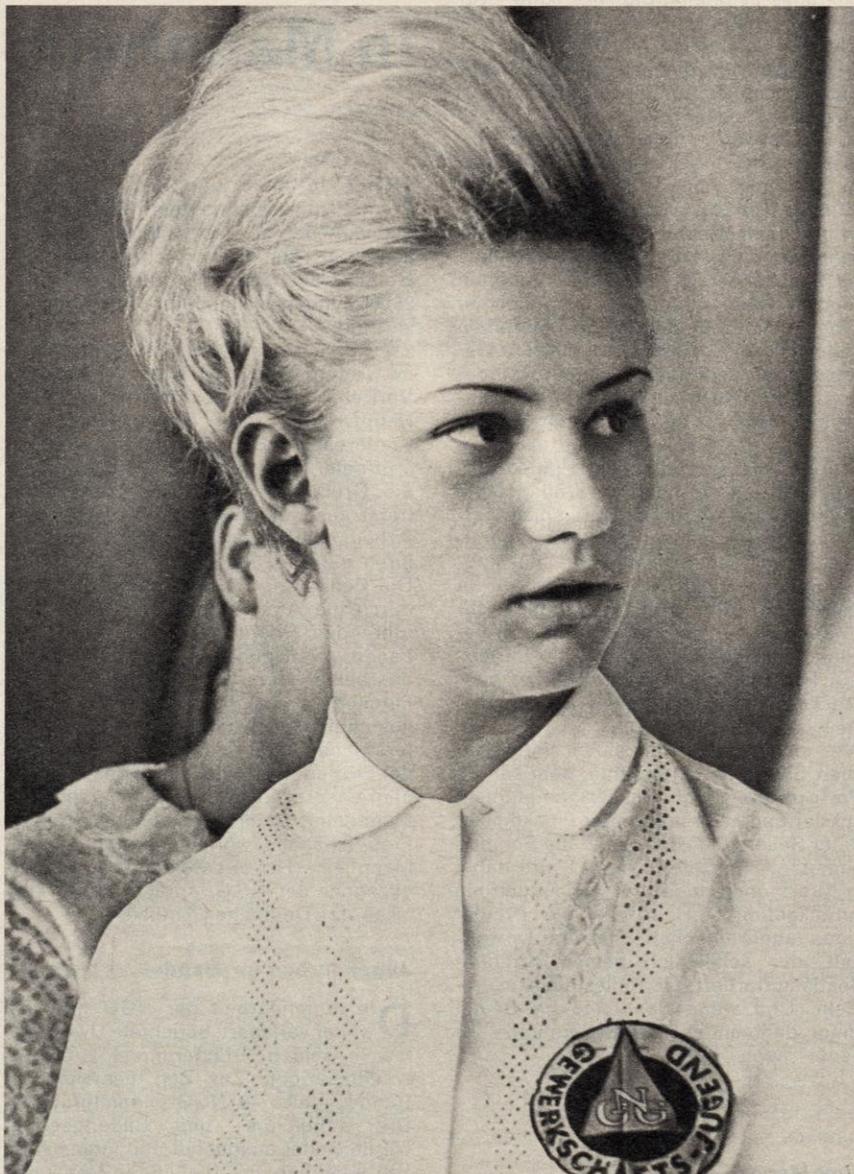
Partisanen der Verständigung

Diplom-Psychologe Helmut Kentler, Berlin, versuchte aufzuzeigen, was uns am Ende dieses Jahrhunderts erwartet, und unter welchen Bedingungen wir die anstehenden Probleme meistern können.

Alles, was uns heute versagt wird, können wir vom Jahr 2000 erwarten. Eine Welt ohne Hunger, eine Welt in Frieden und ohne Feinde. Wer aber sagt, daß es dann diese Erde noch gibt? Könnte nicht im Zeitalter der rasanten Entwicklung irgendein Wahnsinniger dafür sorgen, daß alles das nicht mehr existiert, was uns die Technik schenkt?

Welche dieser beiden Möglichkeiten im Jahre 2000 eintreffen, darüber wird heute von uns entschieden. Heute entscheiden wir darüber, ob wir bereit sind, das Jahr 2000 zu meistern. Demokratie heißt nun einmal, daß jeder Bürger fähig oder in der Lage ist, mit zu entscheiden. Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. So jedenfalls steht es in unserem Grundgesetz. Sieht aber nicht in Wirklichkeit so manches ganz anders aus? Gäb es überhaupt noch eine Opposition in der Bundesrepublik, wenn keine starken Gewerkschaften da wären? Es ist mit Aufgabe der Gewerkschaftsjugend, wachsam zu sein. Sie muß sich auch um eine Überbrückung der Gegensätze in Ost und West bemühen. Es ist mit ihre Aufgabe, Partisanen der Verständigung zu sein.

Demokratisch mündige Bürger sind in einer Wirtschaft ohne Demokratie nicht zu haben. So wie die Verhältnisse aber heute sind, ist unsere Jugend nicht gerüstet, den Bildungs- und technischen Anforderungen des Jahres 2000 gerecht zu werden. Wir haben eine Berufsschule, die sich an den Anforderungen des 19. Jahrhunderts orientiert, sie kann den Anforderungen der heutigen Zeit nicht gerecht werden. Für Notstandsgesetze hat man Zeit gefunden, für ein Berufsförderungsgesetz nicht. Nur des Lesens



Unkundige können behaupten, unsere Demokratie sei im Falle eines Notstandes allen Widrigkeiten schutzlos preisgegeben. Wollten diejenigen, die uns regieren, für die Jugend wirklich etwas tun, dann würden nicht Rüstungsausgaben, sondern Ausgaben für Schulung und Bildung an erster Stelle stehen.

Ein Tag wie jeder andere!

Nachlos fügte sich die Abendveranstaltung an die Ausführungen des Referenten Helmut Kentler. Lieder und Texte zur Zeit – Jan Weber und seine Gruppe vom Süddeutschen Rundfunk. Protestsongs für Frieden und Freiheit gegen Unterdrückung – knallhart und unbequem. Zu kritisch, soweit sie die Verhältnisse in der Bundesrepublik betrafen? Es macht sich leicht, dort, wo es die Freiheiten gibt, gegen deren Nachteile zu demonstrieren. Vielleicht ist das ein Nachteil. Es wäre zu wünschen, daß diese Lieder auch jenseits von Mauer und Stacheldraht eines Tages erklingen könnten.

Diskussion – Anträge – Wahlen

Mit Elan, mit Ernst und Sachkenntnis und auch mit jugendlicher Unbekümmertheit wurde diskutiert. 51 unserer jungen Kolleginnen und Kollegen sprachen zum Geschäftsbericht und zum Referat erfreulich kritikfreudig und offen. Ganz besonders leidenschaftlich aber wurde um die so brennend aktuellen politischen Probleme unserer Zeit gerungen. Hart in der Sache, aber immer fair.

Von den 43 Anträgen und Entschlüssen standen jene, die sich mit den politischen Verhältnissen auseinandersetzten, im Vordergrund der Diskussion.



- Die NGG-Jugend ist gegen jeden Krieg, insbesondere gegen das militärische Engagement der USA in Vietnam. Die Delegierten fordern freie und geheime Wahlen unter internationaler Kontrolle in ganz Vietnam.

- Gemeinsame Aktionen werden zur Verhinderung einer Notstandsgesetzgebung gefordert. Der Hauptvorstand wird gebeten, die Bildung von „Wachsamkeitsausschüssen“ und die Durchführung von zentralen Kongressen und Veranstaltungen zu unterstützen.

- Mit der Jugend Osteuropas werden internationale Begegnungen gefordert. Die ersten erfolgreichen Kontakte der Gewerkschaft ÖTV werden unterstützt.

- Die Delegierten plädieren für ein ständiges und ernsthaftes Bemühen um einen direkten Gedanken- und Informationsaustausch mit den Jugendlichen aus der DDR. Zur Realisierung dieses Zieles sollten alle Möglichkeiten des direkten Kontaktes ausgenutzt werden.

- Der DGB-Bundesvorstand wird aufgefordert, eine Beobachterdelegation zu den jeweiligen Weltjugendfestspielen zu entsenden.

- An den Gewerkschaftstag wird die Forderung erhoben, in unserer NGG-Satzung zu verankern, daß die Mitgliedschaft in der NPD oder das Eintreten für diese Partei unvereinbar mit der Zugehörigkeit zu unserer Organisation ist.

- An den Gesetzgeber wird der Appell gerichtet, dafür zu sorgen, daß das Wahlalter auf das 18. und das der Wählbarkeit auf das 21. Lebensjahr herabgesetzt wird.

- Das NGG-Jugendcamp Oberjosbach soll zu einem Schulungs- und Erholungszentrum ausgebaut werden.

- Die Delegierten fordern mit Nachdruck von Bundestag und Bundesregierung die Verabschiedung eines Berufsausbildungsgesetzes.

- In den Tarifverträgen soll zukünftig ein bezahlter Bildungsurlaub verankert werden.

Die Richtschnur für unsere zukünftige Jugendarbeit wurde gelegt. Jetzt gilt es, sie mit jugendlichem Elan zu verwirklichen.

Als ehrenamtlicher Vertreter unserer NGG-Jugend im Hauptvorstand wurde wiederum Gerd Kochs aus Dortmund gewählt. Die Interessen unserer NGG im DGB-Gewerkschaftsjugendausschuß vertritt der Hannoveraner Kollege Jürgen Kinder.

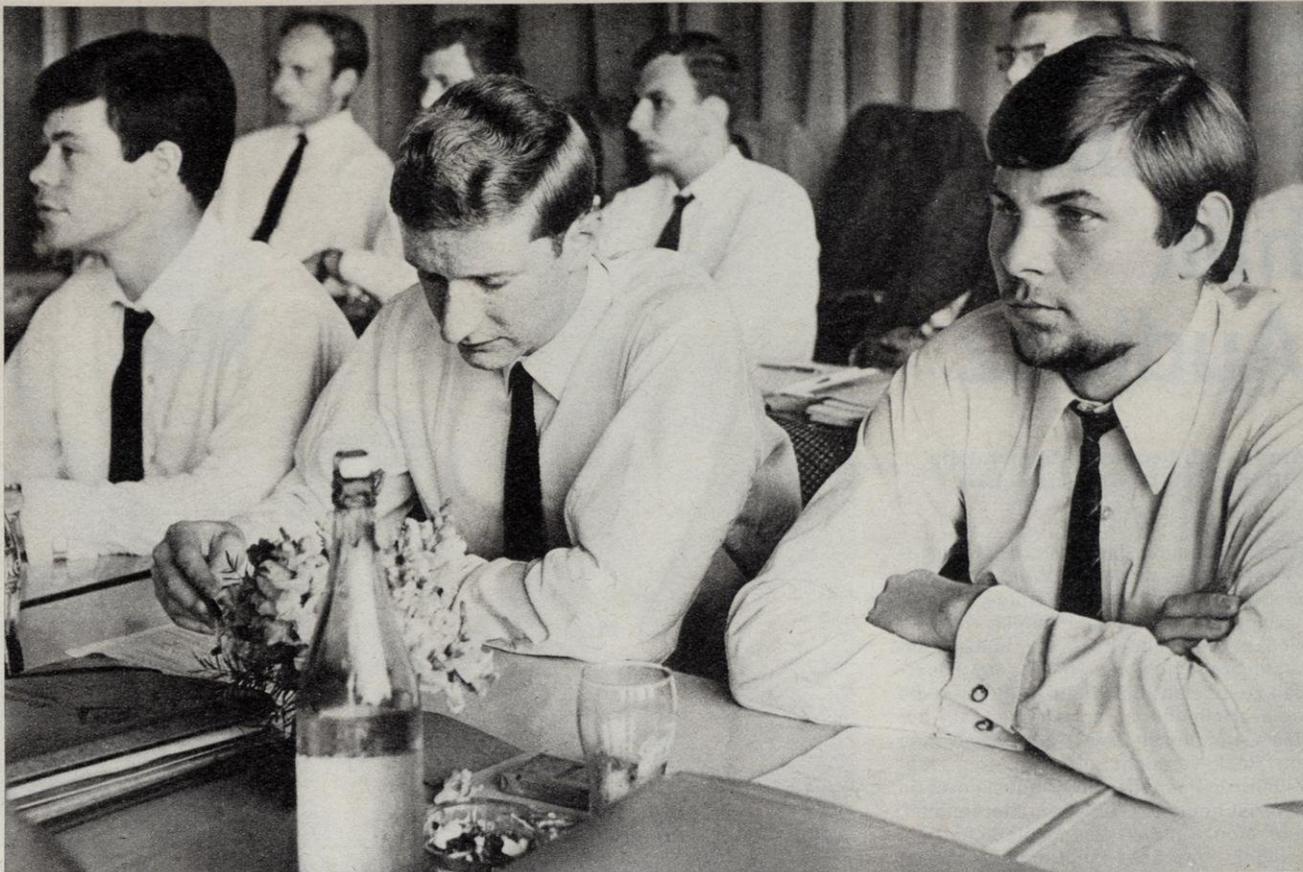
Der Ausklang

Dem NGG-Vorsitzenden Alfred Schattanik blieb es vorbehalten, zum Abschluß dieser lebhaften Konferenz den jungen Delegierten Worte der Mahnung und des Vertrauens mit auf den Weg zu geben.

Solange sich junge Menschen, so meinte Alfred Schattanik, in einer demokratischen Organisation darum mühen, ihre Lebensform zu finden und solange sie um Fragen der Gesellschaft ringen, haben wir Grund, voll Vertrauen in die Zukunft zu blicken; mit einer Jugend, die guten Gewissens und nicht selten auch gegen mangelnde Einsicht und Bereitschaft Älterer sich bemüht, ihrer Aufgabe, gewerkschaftliche Jugendarbeit zu leisten, gerecht zu werden.

Es gehört wahrscheinlich in jede Zeit, daß weder die „Alten“ mit den Jungen, noch die Jungen mit den „Alten“ immer ganz zufrieden sind. Den Älteren ist die Jugend oft zu forsch und respektlos. Fürwahr, das waren sie, unsere jungen Kolleginnen und Kollegen.

Otto Stadt



Fotos: Udo Hoffmann



König Fußball hält Audienz

Am 11. Juli beginnt in England die VIII. Fußball-Weltmeisterschaft

Man hat einmal den Sport „die herrlichste Nebensache der Welt“ genannt. Sicherlich eine lebenswürdige Formulierung. Sie stimmt noch immer, wenn es sich darum handelt, in der Freizeit am Waldesrand mit seinen Kindern Fußball zu spielen; im Urlaub einmal um die kleine Halbinsel zu schwimmen, auf der das Campingzelt steht; oder wenn man am Reck versucht, ob man noch fünf Klimmzüge schafft. Ein Bundesligaverein aber ist heute ein Millionenunternehmen, und eine Fußball-Weltmeisterschaft ein Ereignis, das über Funk und Fernsehen mehr als hundert Millionen Menschen in aller Welt miterleben. Vom 11. bis 30. Juli hält im Mutterland des Fußballsports „König Fußball“ huldvollst Audienz.

Der neue Bundestrainer Helmut Schön wird erstmals voll verantwortlich eine deutsche Weltmeisterschaftself betreuen. Er hat es nicht leicht, denn er wird unweigerlich an dem großen Erfolg seines Vorgängers Sepp Herberger gemessen, der 1954 mit der deutschen Mannschaft in Bern gegen Ungarn durch einen 3:2-Sieg die Weltmeisterschaft nach Deutschland holte.

Für Helmut Schön war darum der 26. September 1965 ein großer, wichtiger Tag. Als Uwe Seeler im entscheidenden Spiel in Stockholm das Tor zum 2:1 für Deutschland erzielte, da war damit für Schön und seine Schützlinge der Weg nach England frei. Schweden, 1962 schon durch die Schweiz vorzeitig aus dem Rennen geworfen, war zum zweitenmal zum Zuschauer verurteilt, Deutschland hatte es zum sechsten Male geschafft, sich für das Hauptturnier zu qualifizieren. Erstmals war unsere Mannschaft 1934 in Italien dabei. Sofort gab es einen sensationellen Erfolg. Nachdem der großartige tschechische Torwart Planicka, der „Panther von Prag“, den Eintritt ins Finale verbaut hatte, schaffte die deutsche Mannschaft im Spiel um den dritten Platz einen Erfolg gegen Österreichs „Wunderteam“.

Vier Jahre später rächte es sich, daß Herberger auf höhere Weisung die eingespielte deutsche Mannschaft auseinanderreißen mußte, um auch auf dem Fußballfeld den vollzogenen „Anschluß“ von Österreich zum „Großdeutschland“ zu demonstrieren. Das Rezept, mixe zwei Klassemannschaften, und du wirst eine Mannschaft von Extraklasse erhalten, war falsch. Gegen die Schweiz verlor dieses Sammelsurium mit 2:4. Der Traum war aus.

Bei der ersten Weltmeisterschaft nach dem Krieg, in Rio de Janeiro 1950, wollte man die Deutschen noch nicht dabei haben; 1954 schafften sie dann die Sensation von Bern. Wieder vier Jahre später scheiterten Fritz Walter und Co. in Schweden an den ehrgeizigen Gastgebern auf dem Weg ins Endspiel gegen Brasilien. Demoralisiert verlor man dann auch klar gegen die Franzosen das Spiel um den dritten Platz.

1962 in Chile war es dann Jugoslawien, das durch einen 1:0-Erfolg unsere Mannschaft schon im Viertelfinale ausbootete. Wie weit reicht es diesmal für Helmut Schön und seine Schützlinge?

Die drei Spiele im Achtelfinale liegen fest. Den Auftakt bildet am 12. Juli in

Sheffield das Spiel gegen die Schweiz. Dieses Land hat zwar nie zu den Großen im Weltfußball gezählt, aber in den Turnieren der Weltmeisterschaft und bei den Olympischen Spielen waren die Eidgenossen stets gefürchtete Favoritentöter. Ein Punktverlust gegen die Schweiz wäre wahrscheinlich der Anfang vom vorzeitigen Ende. Schließlich sind die beiden anderen Gegner weit schwerere Brocken. Da ist am 16. Juli in Birmingham Argentinien an der Reihe. Trotz Weltmeister Brasilien gilt im Augenblick die argentinische Elf als der „heimliche Weltmeister“. Wenn am 20. Juli in Birmingham das Spiel gegen Spanien abgepfiffen wird, dann wissen die deutschen Fußballfreunde, wie die nächste Fußballzukunft aussieht.

Sie sieht schwarz aus, wenn unsere Mannschaft Dritter oder gar Letzter der Gruppe B geworden ist. Dann kann sie die vorzeitige Heimreise antreten. Grau scheint die Zukunft, wenn Deutschland Zweiter der Gruppe wird, denn dann muß die Mannschaft nach London und hat

dort voraussichtlich den Gastgeber England zum Gegner. Die Engländer sind auf dem „geheiligten Rasen von Wembley“ nur sehr schwer zu schlagen. So könnte – da vom Viertelfinale an im K.-o.-System gespielt wird – der 23. Juli in London das Ende für unsere Hoffnungen bedeuten.

Als Sieger der Gruppe B hätten wir am 23. Juli in Sheffield der Papierform nach den zweifachen Weltmeister Uruguay als nächste Hürde. Sicherlich auch nicht leicht, denn die Südamerikaner wollen den Goldpokal endgültig gewinnen; eine Chance, die außer Uruguay noch Italien und Brasilien haben, die auch schon zweimal Gewinner waren. Wer die – übrigen geschmacklose – Trophäe zum drittenmal erringt, darf sie behalten.

Was aber einen Erfolg über Uruguay möglich machen könnte, ist die Tatsache, daß Schön seine Mannschaft taktisch auf den „lateinamerikanischen Stil“ einstellen kann, wenn er, nachdem das Spiel gegen die Schweiz gelaufen ist, naheinander mit Argentinien, Spanien und Uru-

guay drei sich etwas ähnelnde Gegner bekäme.

Nehmen wir einmal die theoretische Möglichkeit eines Vordringens unserer Spieler ins Halbfinale nach einem Sieg in Sheffield an, dann wäre der Gegner im Kampf um den Eintritt ins Finale von London unter Mannschaften wie Sowjetunion, Ungarn, Italien oder Brasilien zu suchen.

Aber bis dahin ist ein weiter Weg. Das am häufigsten getippte Finale für den 30. Juli in London ist zweifellos Weltmeister Brasilien gegen Gastgeber England. Aber das wäre wohl erstmals ein Endspiel der zwei ursprünglichen Favoriten. Eine Weltmeisterschaft ohne Überraschungen wird es auch diesmal nicht geben. Denn das ist doch gerade der Reiz dieses Spiels, das mit dieser Weltmeisterschaft zugleich den 100. Geburtstag des ersten Fußballverbandes der Welt feiert: der ewige Reiz der Ungewißheit.

Willy B. Wange

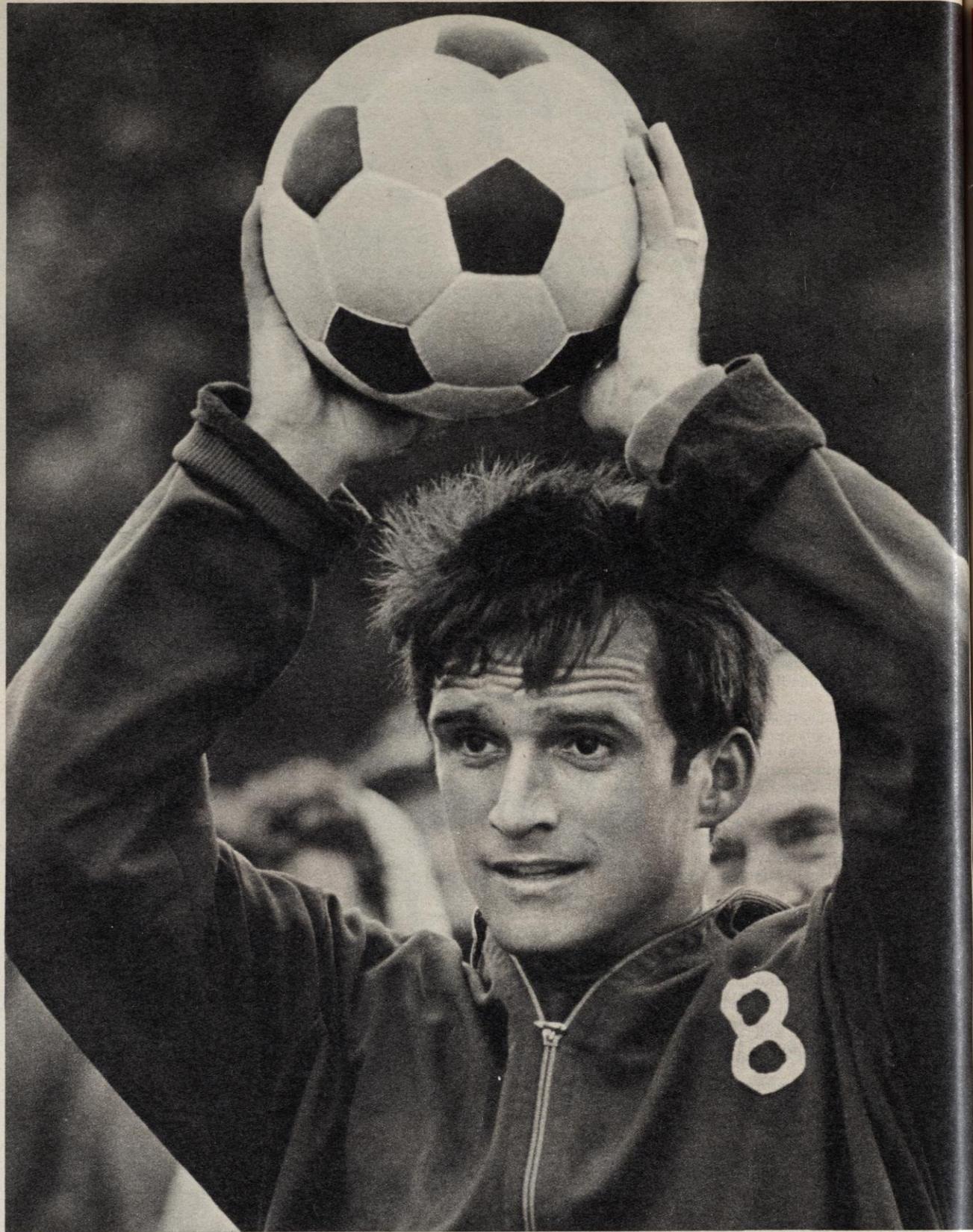


Foto: Heinz Feil